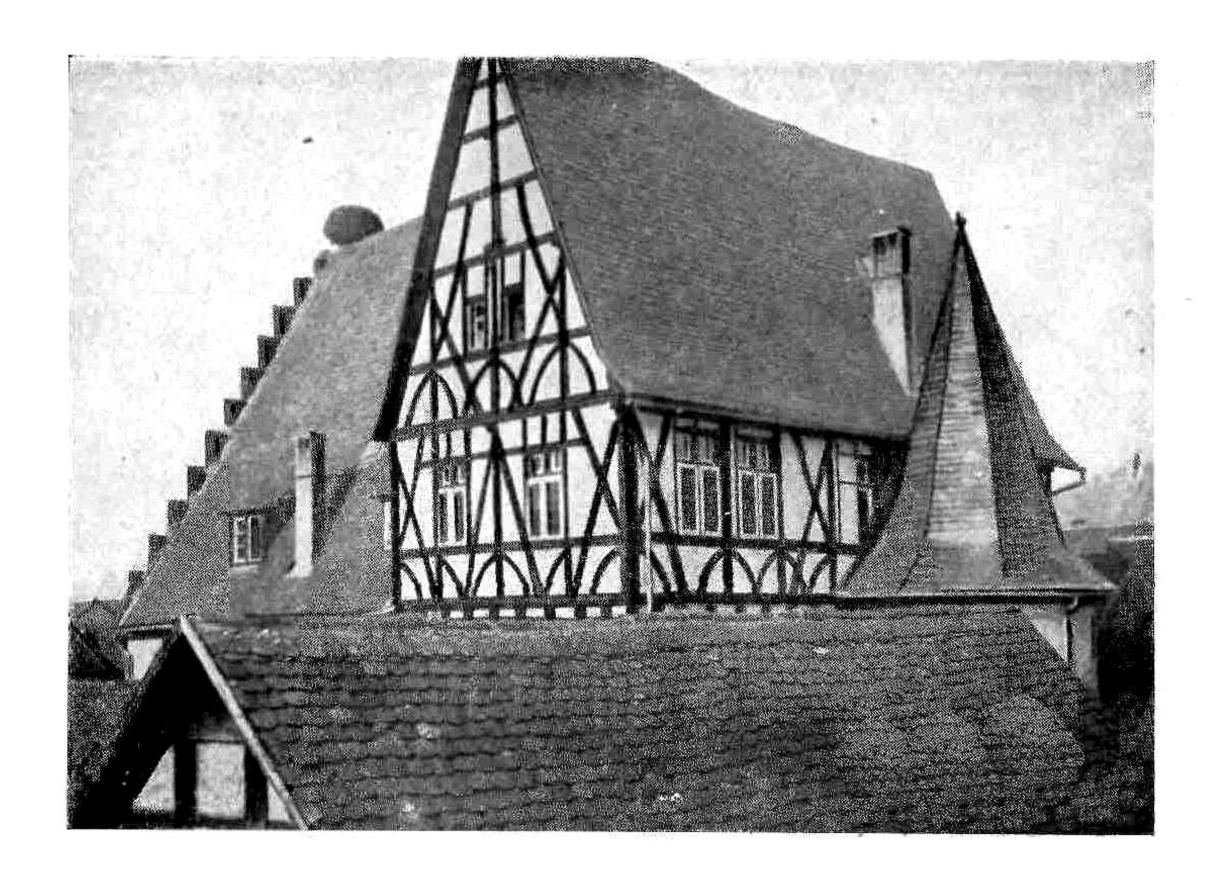
Runenhäuser

von Ph. Stauff



1913
Verlegt bei K. G. Th. Scheffer in Berlin-Lichterfelde



Dies Buch weihe ich in dankbarer Verehrung und treuer Freundschaft

Herrn Guido von List in Wien,

dem Wiederentdecker des alten verlorenen Armanenweistums, der den verlorenen Zauberschlüssel des Märchens fand, dem geistesstarken Künder neuer Zeiten. Möge das Buch dazu beitragen, daß das deutsche Volk erkennen lerne, wie hoch — wie tief — seine Vergangenheit war. Für Freunde dieser Vergangenheit, für heimatkundliche Vereine, für die Behörden, für die Jünger der Baukunst wollen hier gesegnete Aufgaben wachsen. Mögen sie gesehen und erfüllt werden und mit hinübertragen in ein Zeitalter neuen Armanensinnes!

Berlin-Lichterfelde, Wihimanoth 1912

Ph. Stauff.

Inhalt.

Die Bilder des Buches

a) im Text:

b) im Bilderanhang:

Seite

1. Runenhäuser.

Wir wissen heute, namentlich durch die Forschungen Willy Pastors, daß der Holzbau eine ausgesprochen germanische Errungenschaft der Vorzeit gewesen ist, während die mediterrane (mittelländische) Rasse aus Stein baute. Der germanische Hausbau entwickelte sich am Vorbilde der Zeltform, der Hütte und hat daher das schräge Dach. Die mittelländische Bauweise dagegen entspringt der Höhlenwohnung und ahmt diese in wichtigen Zügen auch nach; das flache Dach ist in erster Linie daraus zu erklären. In den Alpen treffen germanische und mittelländische Elemente derart zusammen, daß der Unterbau der Gebäude aus Stein und der Oberbau aus Holz ist. Die Slawen haben eine eigene Bauform überhaupt nicht geschaffen; wie diese Rasse aus der Vermischung arischgermanischer Elemente mit turanischen hervorgegangen ist, so daß sie in vielen Dingen noch heute auf altgermanischer Überlieferung steht, so hat sie auch den Hausbau von den Germanen gelernt (oder beibehalten). Die stammesfest gebliebenen Slawen haben heute vielfach sogar noch den reinen Holzbau in Form des Blockhauses, wie die alten Wendendörfer im Spreewalde zeigen, und das russische Haus entspricht ja auch ganz diesem Typ.

Auf deutschem Boden wurde aus dem alten nordgermanischen Blockhause schließlich das **Fachwerkhaus**, besonders bei den Stämmen des deutschen Südwestens, den Franken, Hessen, Schwaben und Alemannen. Von den Hessen gelangte anscheinend diese Bauweise in die Gebiete der West- und Ostfalen, der heutigen Niedersachsen. Aber diese Bauart gewann auch in anderen Gegenden Geltung und lief insbesondere längs der Ostseeküste weit nach dem Osten.

Wie sie sich vom Blockhaustyp her entwickelt hat, ist wohl noch nicht unzweifelhaft klargestellt. Jedenfalls hat sich die Entwicklung sehr zeitig vollzogen. Vielleicht reichte in manchen Gegenden das Holz für den Blockhausbau nicht mehr zu oder war schwer zu beschaffen; man erkannte wohl auch die Eignung des festwerdenden Lehms als Füllung — das mag alles fraglich bleiben. Als sicher ist anzunehmen, daß zur Fachfüllung in alter Zeit Lehm mit verwendet worden ist;

es gibt heute noch alte Fachwerkhäuschen, die es beweisen. Später trat dann der Stein an die Stelle, und erst die Neuzeit brachte den Städtern den Backsteinbau. Der hat dann auch mächtig auf das flache Land hinausgegriffen, seiner Billigkeit und bequmen Verarbeitungsweise wegen, und er hat das Bild manches ehedem sehr schmucken Dorfes seiner Einheitlichkeit und Schönheit entkleidet oder diesen Eindruck wenigstens stark beeinträchtigt. Vielfach wurde der Backstein auch nur Fachfüllung und gliederte sich so dem Fachwerkbau ein; aber ein Ganzes ergab sich da selten, schon einmal, weil man zumeist die Gebälkanlage dem Stein zuliebe ordnete, und dann auch, weil in den meisten Fällen die natürliche Backsteinfarbe das Gebälk nicht zu angemessener Geltung gelangen ließ und sich doch die Erbauer der Häuser die Kosten der Uebertünchung überhaupt ersparten, wenn man nicht — ebenso törichterweise — das Ganze überstreichen ließ.

Es ist ja nur wenige Jahrzehnte her, daß man wieder erkannt hat: der Fachwerkbau wirkt schön. Gehen wir durch die Hessen- und Frankengaue (und anderwärts ist's nicht anders), so werden wir eine Menge Häuser entdecken, deren Wandüberdeckung mit Farbe das Gebälk nur mäßig verbirgt, und wieder bei vielen andern sagt es uns der konstruktive Eindruck, daß sie auf Riegelfach gestellt sind, auch wenn die Wand selber unter der dicken Schminke nichts davon verraten will. Mit dem Beginne der Heimatschutzbewegung ist ja glücklich der Anfang gemacht worden, daß man diese Schönheiten — hier und dort unter städtischer oder staatlicher Begünstigung — wieder auspackt; aber die Bewegung schreitet doch sehr langsam vor und scheint bei der ländlichen Bevölkerung nicht allerwärts auf sehr reges Verständnis zu stoßen.

Kein Wunder! Das Landvolk hat ein gut Gedächtnis; man kann mit ihm nicht in gleicher Weise mit Neuerungen spielen, wie es bei der leichtbeweglichen, aber dafür auch innerlich weit haltloseren Stadtbevölkerung geht. Die Kleinstädter und Bauern wissen gut: ihren Großvätern und Vätern hat man das Gegenteil als schön gepriesen, nämlich die ungegliederte leere weiße Wand. Damals haben sie — gewiß vielfach widerwillig — zum Teil die Schönheitsmode, den Wandel in den ästhetischen Anschauungen mitgemacht. Jetzt sagen sie sich: Wir wissen nicht, wie lange die neue Anschauungsweise vorhalten wird; kratzen wir jetzt die Wände ab, so verlangt man am Ende von unsern Kindern, daß die sie wieder anstreichen! Denn

der Bauer hat eine recht geringe Meinung von der Beständigkeit aller geistigen Strömungen, die heute aus den großen Städten kommen, und den Verfasser dieses Buches will bedünken, sie hätten gar nicht unrecht daran.

Der Schönheitsbegriff vollends: der ist das Verschwommenste, was man sich denken kann. Objektive, gemeingiltige Schönheit gibt es nicht. Weshalb sich's über nichts bequemer streiten läßt als über ästhetische Fragen, und weshalb immer ein Ästhetiker den andern als einen ganz verständnislosen Menschen ansieht. Vielleicht wissen es viele Leute gar nicht, daß wir in Wirklichkeit gar keine Ästhetik haben, sondern nur Kartenhäuser von Einzelanschauungen und Einzelmeinungen, die jeder Luftzug über den Haufen blasen kann. Und es gibt auch gar keine Ästhetik als auf sich selbst gestellte Wissenschaft, wird nie eine geben können. Daran ändert die Tatsache nichts, daß man universitäre Lehrstühle für Ästhetik besitzt: kein Professor auf solchem Lehrstuhl kann uns die Frage beantworten, was „schön sein" heißt, es sei denn, er schlinge aus Worten einen kunstvollen Reif, dessen Inhalt ebenso ungreifbar und nebelhaft bleibt wie der Begriff „schön" es selber ist.

Also: es ist den Landleuten, die gern am Alten hängen und deren ganzes Sinnen auf Klarheit und Dauerhaftigkeit gerichtet ist, gar nicht zu verübeln, wenn sie sich weigern, die von den Städten aus — obgleich diesmal aus guter Absicht — gepredigten Schönheitsmoden mitzumachen und sich deshalb in Unkosten stürzen. Vielleicht aber gibt dieses Buch eine Handhabe für all die Freunde der Heimatkunde und des Heimatschutzes, daß sie die Reinigung des Riegelfachbaues allenthalben auf dem Lande leichter als bisher durchzusetzen vermögen. Freilich will das Buch mehr erreichen als nur jenes, und es ist vorrauszusetzen, daß sein Inhalt — falls ihn nicht die fachlich zuständigsten Kreise nach bewährtem Rezept vornehm übersehen — lebhaft umstritten werden wird.

Warum haben die Alten wohl Fachwerkhäuser gebaut? An sich war das doch in einem Zeitabschnitt des Steinbaues gar nicht zweckmäßig, weil die Eingliederung zwischen Holzgebälk eine weit eingehendere und insbesondere mannigfaltigere Bearbeitung des Steines erfordert als es im reinen Steinbau der Fall sein würde. Man bedenke doch, wie viel Steine in einem Winkel behauen werden müssen, bei denen das im massiven Steinbau gar nicht nötig wäre! Nehmen wir nur

eine wagerechte Stockwerkslage von folgender häufig vorkommender Gestalt an:
so ist doch klar, daß da die zur Füllung verwendeten Steine vielfach in verschiedenen Winkeln eingepaßt und dementsprechend zubereitet werden müssen, während man beim massiven Bau das nicht nötig hätte. Dazu ist das Riegelfach entschieden in keiner Weise notwendig; das erweisen die Kirchen- und Rathausbauten des Mittelalters zur Genüge, von den neueren Steinbauten ganz abgesehen. Also zweckmäßig an sich war und ist der Fachwerkbau eigentlich nicht.

Freilich: er ist nicht in der Zeitepoche entstanden, aus der wir ihn heute im allgemeinen vor uns sehen. Ursprünglich brauchte man ihn; denn man füllte die Fächer mit Lehm oder Mörtel. Es stehen heute noch manche Häuschen dieser Art. Da sollte das Gebälke der weich eingegliederten Wandmasse Halt und Richtung geben (wenigstens bis sie fest geworden war); außerdem brauchte man die Balken um senkrecht zu bauen und mit ihrer Hilfe die Wände außen und innen möglichst eben zu gestalten.

Also aus der Zeit des Lehm- und Mörtelbaues stammt das Fachwerk. Warum hat man es aber in die Zeit des Steinbaues mit übernommen? Es konnte doch den Leuten schlechterdings nicht entgehen, daß es da nicht notwendig war!

Nun, in der Anfangszeit des Steinbaues arbeitete man nicht gar so genau. Wenn wir etwa die Zeit bis zum Jahre 1000, auch 1200 n. Chr. ins Auge fassen: Da ließ man die zu verbauenden Steine im ganzen und großen am liebsten wie sie waren — wenigstens für einfache ländliche Wohnhäuser — und füllte die durch das Gebälk gebildeten Fächer eben mit Lehm- oder Mörtellagen aus. Der Uebergang zum richtigen Steinbau brachte somit ungewollt eine Mischung der Techniken. Nur größere Gebäude öffentlichen Charakters (Rathäuser, Kirchen, Schlösser u. dergl.) wurden bereits frühzeitig aus sorglicher bereiteten Steinen erbaut, unter Fortlassung des Gebälks in der Mauerwand.

Warum aber behielt man den Gebälksstil im Familienhause auch später noch bei — bis auf unsere Tage? Das mindestens ist sehr unpraktisch zu nennen. Es ist wohl schwerlich anzunehmen, die Leute hätten das nicht schon vor Jahrhunderten gewußt.

Diese Gründe sind nun so etwas, was man bisher nicht verstehen konnte. Der eine meint, ohne der hier schon angeführten Entwicklung zu gedenken, man habe den Gebälkstil der Technik zuliebe oder aus

Gewohnheit, aus Ueberlieferung mit in die Zeit des Steinbaues übernommen, und ein anderer meint, es sei aus Schönheitsfreude geschehen. Könnte man der ersteren Ansicht allenfalls noch Zugeständnisse machen, so fällt die andere -- die ästhetisierende — völlig ab. Schönheit war in unserem Altertum und Mittelalter nicht Absicht, sondern durchaus Ergebnis. Das kann Kennern der germanischen Kultur nicht verwunderlich sein. Kunst entstand nirgends um ihrer selbst willen; man hat überhaupt nichts aus der Absicht gemacht, daß es schön sein solle. Die Harmonie in der Zweckschöpfung, die ornamentale Gestaltung, die Linienführung, der Grad von Wölbungen, die Farbenwahl: das alles ist Auswirkung von Innerlichkeit, von Gottesdenken und Lebensverstehen. Das aber eben ergibt die Schönheit; wenn die tiefe Hingabe, die leuchtende Klarheit über die höchsten Dinge, die aus den Werken strahlt, ihre Wirkung auf den Beschauer ausübt, so verspürt der etwas, was er zuvor nicht verspürte: die Gegensätzlichkeiten in seinem Gemüte gleichen sich aus; er fühlt die innere Weihe der Harmonie; er wird innerlich höhergezogen dahin, wo der Kampf zwischen dem Auf und Ab sein Ende findet. Dabei durchläuft es ihn wohlig, und er sagt von dem, was er sieht, es sei schön.

Der Künstler selbst schafft aber nicht die Schönheit, sondern die reine Ordnung, die Harmonie. Die mag ihm, wenn er ein überschaubares Gemälde schaffen will, mehr oder weniger als Ganzes, zugleich mit dem Ergebniseindrucke der Schönheit vor Augen treten, als eine Art Vorgesicht. Das ist jedoch ausgeschlossen bei Werken von drei dimensionaler Raumausdehnung. Es gibt niemanden, der sich im Geiste ein zu erbauendes Haus oder gar einen Dom als Ganzes vorzustellen vermöchte, schon weil immer eine Seite die andere deckt und weil man einen so großen Gegenstand auch vor dem geistigen Auge nicht in allen wesentlichen Teilen gleichzeitig sehen kann. Hier muß konstruktiv aus der Keimzelle heraus gearbeitet und vorgestellt werden; die Entstehungsgeschichte ist durchaus organisch, von Zelle und Zellteilung bis hinauf zum unübersehbaren Zellenstaate; die kleinen Einheiten verlangen die größere Einheit, also die Teilgliederung des Ganzen, und weil eben so alles nach organischem Werdenssystem aus der Zelle wächst, darum muß das Ganze schön sein, auch wenn sich's niemand zuvor als Ganzes künstlerisch vorzustellen vermochte. Die Träger dieser Schönheit sind und bleiben aber in der Einzelheit wie im Ganzen die Zellgedanken, und die sind, wie jeder künstlerische Gedanke, meta-

physischen Ursprungs. Wir erklären den Jungen auch heute noch den Unterschied zwischen „romanischem“ und gotischem Stil an der Fenstergestaltung, also der Keimzelle des Baues.

Wenn man nun beim Übergang vom Holzgebälk-Bau mit Lehmausfüllung zum richtigen Steinbau doch das Gebälk beibehielt, obwohl es nun eine unpraktische Sache war, so bleibt nur die Annahme übrig, daß das Gebälk der Träger von Gedanken war, auf die man nicht verzichten wollte, auch als ihre Auswirkung konstruktiv entbehrlich erschien. Dann würde das Gebälk des Riegelfachhauses also irgendwie Metaphysisches bergen; denn die zugrunde liegenden Gedanken könnten ja wohl doch nur auf dem Gebiete der Mitteilung über die Geschlechterreihen hinüber oder der Wünsche (Gottesanrufungen) des Hauserbauers gelegen sein — man wolle mir für all das einmal den Ausdruck „Heilszauber“ gestatten.

Diese Auffassung mag dem Leser im Augenblick beinahe abergläubisch erscheinen, so weit liegt sie ab vom Wissen und Denken des Tages. Aber wir wollen nicht vergessen, daß die Alten, die in weit größerer Ruhe und Beschaulichkeit als wir lebten, auch die im Menschen nun einmal vorhandene metaphysische Anlage weit stärker entwickeln konnten; sie lebten innerlicher als wir und gaben all ihrem Denken und Tun Hinbeziehungen auf das Ewige, Göttliche. Auch der Zirkel, das Winkelmaß usw. sind rein materielle Gebrauchsgegenstände; aber sie dienten den Bauhütten doch als Gegenstände mystischer Sinndeute, und selbst heute spielen sie noch im Freimaurertum die gleiche Rolle, obwohl doch dieses mit dem Baufache in keinerlei unmittelbarem Zusammenhange mehr steht.

Außerdem aber gewahren wir allüberall in Altertum und Mittelalter eine sehr reiche Symbolik, die doch natürlich einem Bedürfnisse entwachsen sein muß, und die wir jetzt zum Teil wieder verstehen, nachdem der Schlüssel dazu durch Jahrhunderte verloren gewesen ist. Hier sei nur kurz auf das uralte Stammeswappen der Ariogermanen verwiesen, auf das hochheilige Hakenkreuz (Swastika) 卍 und 卐, das sich in den verschiedensten Ausformungen überall vorfand und vorfindet, wo ariogermanische Volkswellen in alter Zeit hingespült haben. Selbst aus China haben es unsere Offiziere mitgebracht; als „indisches Glückszeichen“, als „tibetanische Gebetsmühle“ fand es sich zu uns; in altägyptische Teppiche ist es eingewirkt usw. usw. Des weiteren sei auf die Symbole der Feme und der Ritterorden, auf die Wappen-

kunst und auf die mittelalterlichen Hausmarken verwiesen. Das alles sind Dinge, welche sinndeutlich das Leben unserer Altvordern eingliederten in das ewige gesetzmäßige Geschehen und somit kultlich zu nennen sind.

So steht es also auch mit dem Riegelfachbau. Man sehe sich nur einmal das Balkengewirre so eines alten Edelhauses an und betrachte sich daneben ein in Fachwerktechnik neuerstelltes Zweckhaus. Letzteres hat einfach senkrechte und wagrechte Balken, und das gibt dann Quadrat- oder Rechteckfächer, die sehr bequem mit Backsteinen auszufüllen sind. Beim alten Riegelfachhause — vielfach sogar an Scheunen — ergeben sich aber so verwinkelte Fächer, daß die Füllsteine oft in die wunderlichsten Formen gebracht werden müssen und daß die Steinbearbeitung einen ganz nennenswerten Arbeitsaufwand erfordert. Selbst verhältnismäßig einfache und kleine Gebäude die man heute im gleichen Stil erstellt, gestalten sich um Tausende von Mark teurer, als wenn man sich mit der technisch völlig ausreichenden Kreuzung senkrechter und wagrechter Balken begnügen oder ganz aus dem steinernen Massiv bauen würde. Dieses Verhältnis war entschieden auch schon im Mittelalter vorhanden (wenn für seinen Ausdruck auch nicht so große Summen in Frage kommen), und so wäre die Beibehaltung des Fachwerks im Steinbau völlig unverständlich, wenn eben das Gebälk in seiner Anordnung nicht besonderes besagen wollte.

Daß dies letztere der Fall ist, soll im vorliegenden Buche nachgewiesen werden. Noch vor einem Jahrzehnt wäre das unmöglich gewesen, weil uns die Kenntnisse der ariogermanischen Symbolik und das Verständnis dafür völlig abging. Nun aber hat in großem, genialem Zuge der Wiener germanistische Forscher Guido v. List (von dem im Anhange dieses Buches näher die Rede sein wird) jenes Gebiet erschlossen, und die Einzelforschung kann nun auch einsetzen beim Gebälk der alten Riegelfachhäuser, welche im Titel der vorliegenden Schrift ganz einfach „Runenhäuser“ genannt worden sind.

2. Die Runen.

Soll der Leser in der Anordnung des Riegelfachgebälkes bestimmte Formen gewahren, so müssen diese Formen zunächst besonders aufgezeigt werden. Diese Formen aber sind in erster Linie die Heilszeichen-Runen unserer germanischen Altvordern. Nicht die Runen schlechthin; denn man muß unterscheiden zwischen den (späteren) Buchstabenrunen, deren es viele Hunderte gab, und den Heilszeichen- oder Zauber-Runen. Die letzteren waren nicht nur Laut-, sondern Wort- und Ideenträger. Sie fanden sich in der Urzeit auf den Buchenstäben, die der Albruna zur Weissagung dienten, und ihren Sinn hat der Skalde in „Wuotans Runenzauber" (Runatâls thaddr Odhins, Havamal, Edda) verhüllt überliefert. Da hier nur das Nötigste von der Sache mitgeteilt werden kann, sei ganz besonders auf Guido v. Lists Werkchen „Das Geheimnis der Runen" (Wien 18/1, Schulgasse 30, Guido v. List-Gesellschaft, 1.50 Mk.) hingewiesen, wie überhaupt die Werke dieses bedeutendsten Forschers unserer Zeit in keinem deutschen Hause fehlen sollten, in dem geistige Interessen walten.

Wuotans Runenlied beginnt (nach Wolzogens Übertragung):

Ich weiß wie ich hing am windkalten Baum
neun ewige Nächte,
vom Speere verwundet dem Wuotan geweiht:
„ich selber geweiht mir selber —"
an jenem Baum der jedem verbirgt,
wo er den Wurzeln entwachsen.
Sie boten mir weder Brot noch Meth,
da neigt ich mich später nieder;
auf klagenden Ruf wurden Runen mir kund,
bis ich vom Baume herabsank.

Schon diese Einführung zeigt den mystischen Ursprung der Runen; sie sind der Trost des sterbenden Wuotan, also etwas, was hinwegträgt über den Tod, über das Selbstopfer des Gottes, der sich darin seines Ewigseins, seiner Wiederkehr, seiner zeitlosen Aufgabe bewußt wird. So können es also nur hohe Heilserkenntnisse sein, die sich in Runen bergen, magische Lehren des Allverstehenden. So spricht der

Skalde, um dies zu bezeugen und zugleich zu versichern, daß er richtig überliefert:

> Vor Weltenwicklung war Wuotans Wissen,
> woher er gekommen, dahin kehrt er zurück;
> nun kenn' ich die Lieder wie keiner der Männer,
> und wie kein fürstliches Weib.

Nun also zu den Runen selber:

ᚠ fa

> Hilfreich zu helfen verheißt Dir das Eine (Erste)
> in Streit und Jammer und jeglicher Not.

Nach Guido v. List birgt diese Rune und das sie bezeichnende Wurzelwort fa den skaldischen Trost von der Beständigkeit des Ichs im Wechsel des Entstehens, Wandelns und Vergehens zum Neuentstehen; nur der Tor gebe sich hilfloser Trauer hin, während der Weise wohl wisse, daß sein Ich unverlierbar sei. „Zeuge dein Glück, und du wirst es haben", mahnt die Rune somit. Das Wurzelwort fa aber verweist auf die Feuererzeugung, auf das Innenbewußtsein eigener Unvergänglichkeit und Göttlichkeit, also auf die Zeugung im geistigen Sinne.

ᚢ ur

> Ein Anderes lernt' ich, das Leute gebrauchen,
> die Aerzte zu werden wünschten.

Dazu sagt Guido List: Der Urgrund aller Erscheinungen ist das „Ur". Wer die „Ur"-sache eines Ereignisses zu erkennen vermag, der wird auch die Mittel finden, ein Übel zu bannen oder ein Glück zu erhöhen: Erkenne dich selbst, dann erkennst du alles! — Das Ur an sich ist der ungeoffenbarte Gotteszustand, das reine Geistestum; die Worte Urfeuer (Urfyr), Urlicht, Urstier (Urzeugung), Urständ (Leben nach dem Tode) folgen daraus, und die „Uhr" hat ihren Namen davon.

ᚦ thorr

> Ein Drittes kenn' ich, das kommt mir zu gut
> als Fessel für meine Feinde;
> dem Widerstreiter verstumpf' ich das Schwert,
> ihm hilft weder Waffe noch Wehr.

Die Thôrr- oder Donarsrune symbolisiert natürlich das Wirken dieses Gottes. Dem Wurzelworte entstammen auch die Worte Thor (Verschluß), Dorn, Tarn (kappe) usw. Das Mittel, das in den Versen gemeint ist, ist der Dorn (Dornröschen), der sowohl als Todesdorn vorkommt (mit dem Wuotan die Walküre Brünhild in den Todesschlaf ver-

setzt), wie auch als Lebensdorn (Zeugungsorgan), mit dem der Tod durch die Wiedergeburt besiegt wird. Das 3. Zeichen versinnbildet also die Überwindung der Todesgewalten durch die stete Erneuerung des Lebens in der Wiedergeburt. „Wahre dein Ich", mahnt die Rune.

os, as, ask

Ein Viertes weiß ich, wenn man mir wirft
Arme und Beine in Bande;
sobald ich es singe, sobald kann ich fort;
vom Fuße fällt mir die Fessel,
der Haft von den Händen herab.

Der „Gesang" ist das Mittel zur Befreiung des Gefangenen. Natürlich ist damit begrifflich Umfassenderes gemeint. Man denke an die Sage von Bertrand de Born: die Macht der Rede, die Geisteskraft überhaupt siegt über das rein Körperhafte, die geistige (auch sittliche) Macht über die materielle. Darum ist os, as der Ase, das Göttliche, Geistige

rit
rod

Ein Fünftes erfuhr ich; wenn fröhlichen Flugs
ein Geschoß auf die Scharen daherfliegt:
wie stark es auch zuckt, ich zwing es zu stehen,
ergreif ich es nur mit dem Blicke.

Die Rita, das gottgeborene Sonnenrecht, das im Bewußtsein des germanischen Menschen lebte, gab solche Macht, solche Sicherheit. Wer in solcher Gottinnerlichkeit sein eingeborenes Recht kennt, der hält das auf ihn gerichtete Geschoß mit den Augen im Bann; wie stark auch des Feindes Haß oder Neid sein mag: das im arischen Menschen lebende Rechtsbewußsein ist unverletzlich, und darum ist auch der Träger dieses Rechtsbewußtseins selber unverletzlich. In solcher Auffassung wurzelte die stolze germanische Todesverachtung der alten Zeit.

ka

Ein Sechstes ist mein; wenn ein Mann mich sehrt
mit fremden Baumes Wurzel:
mich nicht versehrt, den Mann verzehrt
das Verderben, mit dem er mir drohte.

In dieser Rune offenbart sich das Blutsweistum der Alten. Andersrassige Völkerschaften waren fremde Bäume gegenüber Yggdrasil. Die eigene Rasse darf nicht durch Mischung mit fremden leiden: ergibt sich das aber doch, so ist der fremde Eindringling selbst der Geschädigte, denn sein gemischtes Pflanzenreis wächst zu seinem bittersten Feinde heran (wer die Geschichte der antisemitischen Bewegung kennt, wird das bestätigen müssen). Darum: Dein Blut, dein höchstes Gut! — Das Wurzelwort bedeutet also den Nachwuchs aus reinem Blute;

kun bedeutet heute noch in vielen Gegenden den Sohn, kunna aber (auch gunna, gunda) das Mädchen.

ᚼ hagal

Ein Siebentes kenn' ich, seh ich den Brand
hoch um der Menschen Behausung;
wie weit er auch brenne, ich bring' ihn zur Ruh
mit zähmendem Zaubergesange.

Da haben wir also den Feuerzauber; Unheil wird abgehalten, wird gezähmt (besprochen). Der Hag im Innern vollbringt dies Wunder. Hagal: Das All in sich umhegen; das al, das Sonnenfeuer in sich tragen. Dies starke Bewußtsein des Einsseins mit Gott und der Welt gibt Macht über die Widrigkeiten: Umhege das All in dir, und du beherrschest das All!

ᚾ not norn

Ein Achtes eignet mir, Allen gewiß
am nötigsten, zu benutzen:
wo irgend Hader bei Helden erwächst,
weiß ich ihn schnell zu schlichten.

Dazu sagt Guido v. List: „Die Nothrune blüht am Nagel der Norn!" Es ist nicht die „Noth" im heutigen Verstande des Wortes, sondern der „Zwang des Schicksals" — das eben die Nornen nach Urgesetzen bestimmen —, somit die organische Kausalität aller Geschehnis darunter zu verstehen. Wer den Urgrund eines Ereignisses zu erfassen vermag, wer die organisch-gesetzmäßige Entwicklung der daraus sich ergebenden Folgegeschehnisse erkennt, der vermag auch die sich erst vorbereitenden Folgen zu ermessen, er beherrscht das Wissen der Zukunft, und versteht daher auch durch die „Nöthigung des klarerkannten Schicksalsganges" allen Streit zu schlichten; darum: „Nütze Dein Schicksal, widerstrebe ihm nicht!"

ᛁ is (Eis, Eisen)

Ein Neuntes versteh' ich, wenn Not mir entsteht,
mein Schiff auf dem Meere zu schützen:
da still' ich den Sturm auf der steigenden See
und beschwichtige den Schwall der Wogen.

Also auch da wieder eine Zauberkunst, die des Vereisens, des „Gefrorenmachens", die bis ins Spätmittelalter (auch im Jägerglauben) eine so große Rolle spielte. Wer Macht über sich selber hat, der hat auch Macht über die widerstrebende Geister- und Körperwelt. — Die Rune selbst ist also ein Symbol der überragenden inneren Macht, der Dauer.

ar

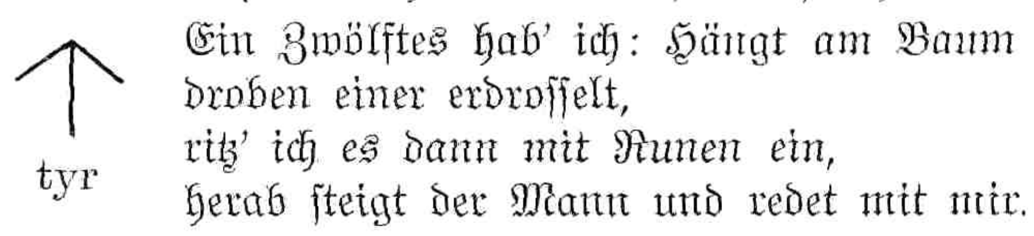
Ein Zehntes verwend' ich, wenn durch die Luft
spukende Reiterinnen sprengen:
fang' ich den Zauber an, fahren verwirrt
sie aus Gestalt und Bestreben.

Das „Ar“ (das Urfyr, die Gottsonne) gibt allen Einflüssen gegenüber Klarheit und Sicherheit, wie die Sonne mit ihrem Lichte die Nebel zerteilt und niederringt. Im Zeichen des „Ars“ gründeten die Arier (die Sonnensöhne) ihre Rita, ihr Recht, das arische Urgesetz, dessen Symbol darum auch der Aar (Adler) ist, und die „Wissenden“ dieses Gesetzes waren die Armanen. Auch vom „Burgbrand“ (Leichenbrand) eines edlen germanischen Kriegers ließ man einen Adler auffliegen, um anzudeuten, daß der Gestorbene sich verjüngend im Tode zur Wiedergeburt vorbereite und daß so alle Dunkelgewalten (Tod) kraftlos vor dem „Ar“, dem Urfyr, der Gottessonne zusammenbrechen.

sol
sal
sig

Ein Elftes kann ich auch noch im Kampf,
wenn ich den Liebling geleite:
ich sing's in den Schild und er siegt in der Schlacht,
zieht heil dahin und heil wieder heim,
verharrt im Heil allenthalben.

Die Sonnen- und Sieg-Rune! „Sal and Sig“ (Heil und Sieg) war der Gruß und Kampfruf unserer Ahnen durch Jahrtausende. Es ist der Schöpfergeist, der siegt; denn der Zuruf wurde auch erweitert in „Alaf sal fena“ (Sonnenheil dem Kraftbewußten)!



tyr

Ein Zwölftes hab' ich: Hängt am Baum
droben einer erdrosselt,
ritz' ich es dann mit Runen ein,
herab steigt der Mann und redet mit mir.

Der nach seinem Selbstopfer am Aste Yggdrasils wieder erstehende Wuotan (Hangatyr) erscheint als Tyr, der Schwert- und Kriegsgott. Die Rune, die ihm geweiht ist, lehrt also wiederum die Ohnmacht des Todes, und mit ihr mag das „Festmachen“, die „Passauerkunst“ des Mittelalters zusammenhängen. Der Tod kann nicht töten, so ist er nichts, was zu fürchten wäre.

bar

Ein Dreizehntes nenn ich: Netz' ich den Sohn
eines Edlen im ersten Bade,
so kann er nicht fallen, kommt er in Kampf;
es schlägt kein Schwert ihn zu Boden.

Lebendes Wasser badet den Sohn (die Taufe ist vorchristlich und arisch); es ist das Sinnbild des Lebens selbst. Das Leben wird dadurch geweiht, das eingeschlossen liegt zwischen Geburt (bar) und Bahre. Die Weihe schaltet dämonische Zufallstücken aus dem Geschick aus und gibt die Sicherheit des Gottvertrauens.

laf

Ein Vierzehntes sing' ich versammeltem Volk
beim Nennen der göttlichen Namen;
denn aller der Asen und Alben Art
kenn' ich so gut wie Keiner.

Wuotan kennt alle, Asen und Alben, und ihre Art; er kennt die Gesetze alles Lebens, da er der Steuermann des Lebens ist. So soll der Mensch sich selber kennen und sein Schiff steuern lernen im Hinblick auf die Endlosigkeit des Lebens im All.

ma
mán

Ein Fünfzehntes zähl' ich, was Vollkraft der Zwerg
sang vor den Toren des Tages,
den Asen zur Stärkung, den Alben zur Kraft,
mir selber die Sinne zu klären.

Die Stärkung, von der hier die Rede ist, beruht auf der Fortpflanzung; ihr heiliges Zeichen ist die Ma-Rune, und zwar besonders im Hinblick auf die weibliche Zeugung (das Sinnbild der männlichen ist die Fa-Rune). Daher mater, Mutter, Mann. Mal bedeutet auch mehren (vermählen); der Rune entspringt als men-isk das Wort Mensch. Die Heiligkeit der Fortpflanzung ist in der Rune ausgesprochen, das hohe Mysterium des Menschentums.

yr

Ein Sechzehntes sprech' ich bei spröder Maid,
mir Gunst und Glück zu erlangen:
das wandelt und wendet mir Wunsch und Sinn
der schwanenarmigen Schönen.

Die Yr-Rune (umgewandte Ma-Rune) verweist auf die Wandelbarkeit (Irren) des weiblichen Wesens; sie erregt Leidenschaften, bringt Verwirrung. Wohl besiegt sie Widerstände, aber mit Scheingründen und nicht dauernd; sie gibt darum auch nur Scheinerfolge, und Guido v. List entnimmt ihr somit den Rat: Bedenke das Ende! Lasse nicht den Irrtum, die Irrung Macht über dich gewinnen!

eh

Ein Siebzehntes hilft mir bei holder Maid,
daß nimmer sie leicht mich verlasse.

Hier tritt anstelle der Irrung, der Verwirrung, des Scheinerfolges das feste Band, die Eh e. Sie war die „Rauhwurzel" (die Rechtsgrundlage) der Arier, und die eh-Rune birgt deshalb auch den Begriff des Gesetzes. Später entwickelte sich auch noch eine andere Eh-Rune ᛗ aus der Verbindung zweier gegeneinander stehender Laf-Runen (ᛚᛚ); die sagt sinndeutlich, daß zwei Leben zu einem Doppel-Leben verbunden sind.

X

ge
gibor

Das Achtzehnte werd' ich ewig nie
einem Weib oder Mädchen melden;
das bildet der Lieder besten Beschluß,
was Einer von allen nur weiß,
außer der Frau, die mich ehlich umfängt
oder auch Schwester mir ist.

Wuotans Gemahlin Frigga (Frauwa, Freya) ist zugleich seine Schwester; sie ist zugleich er selbst im weiblichen Prinzip, als Allmutter, wie er der Allvater ist. Sonst will Wuotan das Wissen dieser Rune mit niemandem teilen; sie entstammt dem Stammeswappen der Arier, dem hochheiligen Hakenkreuz (Swastika) 卐 oder ࿖ und entnimmt diesem den Begriff der Erde (gea, geo) sowie den des Gebens (gibor), und der Wiedergeburt (gereon, geretrud). Sie bietet also dem Menschen der Erde das, worin er eins sein kann mit Gott.

Soweit die Runen Wuotans, wie Guido v. List ihre Erklärung geboten hat. Neben ihnen brauchen wir jedoch auch einige der **mystischen Glyphen,** deren System und Bedeutung Guido v. List in seinem hochbedeutsamen Werke „Die Bilderschrift der Ariogermanen" dargestellt hat. Da kann nur in aller Kürze das Notwendigste angedeutet werden. Der leere Kreis ◯ „Rührmichnichtan" bedeutet den ungeoffenbarten Gottesgeist, also die Gottheit jenseits von Raum und Zeit. Er kommt für dieses Buch nur ganz selten in Frage und hat an sich mit der Haussymbolik nichts zu tun; findet er sich doch, so zumeist nicht in dieser Bedeutung. Der Kreis mit eingezeichnetem Mittelpunkt ist die Gottheit mit dem Willen zur Offenbarung (später kalendarisches Sonnenzeichen). Ein Kreis mit zwei senkrecht aufeinander stehenden Durchmessern ⊕ kennzeichnet das Eingetretensein der Gottheit in Zeit und Raum: in die Weltentwicklung. Als später die Kirche (mit und ohne den nun überflüssig werdenden Kreis) das Zeichen übernahm und verwendete, gaben die der altgermanischen Wihinei treugebliebenen Armanen der Glyphe eine schräge Stellung ⊗ und

X und nannten dies Zeichen das „andere Kreuz“ (woraus später, als sich die Kirche auch dies aneignete, unter Vertreibung der Armanen bezw. Kalander, das „St. Andreas-Kreuz“ wurde).

Eine Glyphe, die sich häufig findet, ist das Triag oder Speidel △, das in Kirchen als Drachenauge (mit eingezeichnetem Auge) auftritt, ein gewöhnliches dreiseitiges Dreieck mit nach oben gerichteter Spitze. Es symbolisiert das „Drehende Hervorkommen“, also die Entwickelung in der Welt über die Dreiheit Enstehen, Wandeln und Vergehen zum Neuerstehen, in der Richtung nach oben, zur Gottheit. Steht die Spitze des Dreiecks nach unten, so ist die gleiche Entwickelung in der Richtung auf Irdisches, Weltliches damit ausgedrückt. Eine gleiche Doppelbedeutung ergibt sich beim

Tychsal ⅄ Y (Deichsel), das ebenso die Urdrei der Nornen (Entstehen, Wandeln und Vergehen zum Neuentstehen) symbolisiert und in der ersten Form diese Entwickelung in der aufs Göttliche, in der anderen dagegen in der aufs Irdische gehenden Richtung veranschaulicht. Fügen sich Flügel an (wie beim Hakenkreuz), also ⅄ oder Y, so haben wir das Wuotanssigill, das in der alten Hieroglyphik des Ariogermanentums eine große Rolle spielt. Dazu soll noch eine Rune genannt sein, die wir häufig finden werden, nämlich die

ᛟ odil-Rune, die ebenfalls auf Wuotan oder Odin weist und deren Name etwa als Gottesgeist- oder Gottwissens-Gut zu deuten wäre.

Geradezu ein Stück von dieser ist die ◇ ruota oder Raute, ein Symbol der alten Rechtswaltung, des Femanentums; auf dieses (Fem) verweist ferner der Femstern ☆ oder Truthenfuß, wie ja heute noch in den nordgermanischen Sprachen die Zahl fünf fem heißt; auch bei uns ist der Ausdruck fünf offenbar aus fem—fa („fünf zeugen“ entstanden, wie die mundartliche Aussprache ohne weiteres vermuten läßt. Dem gegenüber ergreift der Sechsstern (Hexagramm) ✡ das „sexuelle“ Gebiet; er ist das Symbol des geschlechtlichen Fortzeugungswillens, und daß er aus den urarischen Überlieferungen heraus als „Davidsstern“ zum besonderen Symbol des Judentums geworden ist, bleibt hier ohne Einfluß. Unser Wort sechs hängt mit sex (Sexualität) eng zusammen und entstammt der gleichen urarischen Wurzel. Das Zeichen entsteht durch Ineinanderfügung des absteigenden und des aufsteigenden Triags (Dreiecks) und versinndeutlicht so das dauernde Ineinander von Göttlichem (Geistigem) und Irdischem (Stofflichem) in der unendlich gewünschten Menschenreihe des Geschlechts.

3. Der Dachabschluß.

Für unsere Breiten ist das schräge Hausdach eine Notwendigkeit. Ob es aber aus dieser Notwendigkeit heraus entstanden ist? Mankann es bezweifeln. Die ursprünglichen Wohnhütten auf dem Festlande (nach der Pfahlbauzeit) sollen nach einigen Forschern insofern zeltähnlich gewesen sein, als man einen starken, möglichst wagrecht verlaufenden Baumast ausholzre (entästete) und ihn als Träger des Daches nützte. Ob das wahrscheinlich ist, kann ich nicht sagen. Aber in solchem Falle wäre das Schrägdach eben entstanden als die anfangs allein mögliche Bedeckung des Wohnraumes, ohne Rücksicht auf klimatische Verhältnisse. Stammte jedoch das Schrägdach von daher, so hätte es fallen können, als diese Bauweise verlassen ward. Der Gedanke, zwei Balken in Schrägstellung oben aneinander oder ineinander fallen zu lassen, setzt schon mehr eine technische Spekulation voraus. Allerdings wurde dadurch die überdeckbare Fläche größer, und das zur Überdachung verwendete Holz (auch Stroh oder Schilf) kam platter und ebenmäßiger zu liegen, als es vorher der Fall sein mochte.

Wie das immer in der Steinzeit und früher gewesen sein mag: über die Entstehung des Schrägdaches soll hier keine Behauptung aufgestellt sein. Aber als es da war, trat es auch gleich so in Erscheinung (wenigstens soweit wir sicher blicken können), daß es mit Gedanken kultlicher Art verknüpft erscheint. Die uralten niedrigen Niedersachsen-Hütten, über deren Dachfirst die Neidstangen stehen — in Holz nachgeahmte Pferdeköpfe — erweisen das zur Genüge. Das Pferd war Gott Wuotans heiliges Tier — der „Sleipnir" (Schleifner) mag mythisch vom Nebel stammen, wie er ja von Loki, dem Geiste des Chaos, geboren ist: gedacht wurde er als großes weißes Pferd, und wir wissen auch, daß die alten Germanen Pferde geopfert haben. Gebleichte Pferdeschädel hingen an ihren Toren, an den als heilig betrachteten Bäumen ihrer Wälder. Wenn nun über dem Dache zwei geschnitzte Pferdeköpfe angebracht wurden, was konnten sie anders besagen, als ein sinndeutliches immerwährendes Opfer, das Wuotan dargebracht wurde, damit er mit seinem Segen über dem Hause weilte?

und zu beiden Seiten des Daches nach etwaigen Feinden hinausspähte? Es wird sich schwerlich ein anderer Sinn des Brauches entdecken lassen.

War das aber in alter Zeit so, dann mußte der Dachfirst auch in späterer Zeit kultliche Regungen veranlassen, als man von der Anbringung der Neidstangen (wohl mit dem Nachlassen des Opfers) mehr und mehr abkam. Das Volk bewahrt Gedanken, die einmal Ausdruck gefunden haben, mit großer Treue, selbst wenn sich mächtige Gegnerschaft geltend macht. Wir dürfen ja nur daran denken, wie vieles vom altgermanisch-religiösen Brauchtum beim Landvolke (und selbst in den Städten) bis heute als Aberglaube lebendig geblieben ist; wie lange das Volk noch in den letzten Jahrhunderten das Unglück in seine heiligen Bäume verpflockte, und wie nachdenksam der Bauer über die Brücke wandelt, um die eine alte Sage spielt. Nun ist es klar, daß alsbald mit dem Kommen des Christentums ein Kampf gegen die „Neidstangen" begann, und vielleicht haben wir diesen Dachschmuck in Westfalen nur um deswillen heute noch auf einzelnen Häusern, weil sich dort in den Waldländern das Christentum am schwersten durchsetzte, weil der Treutrotz der Niedersachsen und Friesen am stärksten war. Aber daß man anderwärts auf solchen Haussegen leichten Herzens verzichtet haben sollte, auch wenn man sich unter das Christentum fügte, ist durchaus nicht anzunehmen.

Zunächst einmal wurde das Christentum den Germanenstämmen aufgedrängt, und mancher hat bekanntlich sehr viel Blut gelassen, bis er's nahm. Zum andern aber haben die Leute nicht ihren alten Göttern den Abschied gegeben, als sie den neuen Gott annahmen. Sie nahmen vielmehr den letzteren einfach dazu — zum großen Teil wohl nur für die sichtbare Verehrung. Denn Wuotan lebt als wilder Jäger daneben heute noch, und Freya-Hel lebt auch in hundert Formen. Ferner war ja das Volk auch, als es sich dem Christentum unterworfen hatte, von seinen früheren geistigen Führern nicht ganz verlassen, und das Christentum mußte den „Kalandern" gar manche Zugeständnisse machen, bis es ganz fest im Sattel saß. Bei Guido v. List „Der Übergang vom Wuotanismus zum Christentum" (Zürich, Bürdeke, 2 M.) kann man vieles darüber nachlesen. Während ein erheblicher Teil der alten Armanen in den Kämpfen gefallen war und vertrieben ward, fanden sich andere mit den Bekehrern, den Bischöfen und Priestern zusammen, um dem Volke den Uebergang in die neuen Verhältnisse zu erleichtern. Diese Männer nannten sich Kalander (weil sie verkalt, verhehlt

ändern wollten); ihren Namen deuteten sie für die Priester wohl selber auf calendae, die ersten Monatstage, und hielten an diesen ihre Zusammenkünfte ab. Sie suchten das alte Glaubenswissen nach Möglichkeit in die neuen Formen hineinzuretten und schienen so zuerst der Kirche als schätzenswerte Hilfsgenossen, so daß Kalandsbruderschaften und Kalandsgilden fast überall entstehen konnten. Erst später setzte die Verfolgung ein, als die Kirche so stark geworden war, daß ihr die Kalander unbequem wurden, um so mehr, als sie immer wieder die alten wuotanistischen Gedanken und Symbole fortzuerben suchten. Hinter das System der Symbolik aber kam die Kirche nicht. Wohl erfaßte sie ein paar einzelne Zeichen und machte sie unbegriffen zu den ihrigen; aber sehr viel übersah sie, und so sind heute ihre Kirchen und Dome noch voll der urarisch-wuotanistischen Symbolik. In den „Bauhütten" pflegten die alten Armanen vom Baufache, auf die auch die römische Kirche nicht verzichten konnte, ihr Wissen fort, und so erklärt sichs, daß die geistig im Wuotanismus wurzelnde Baukunst erst dann ihre höchste Blüte erlebte, als sie schon längst in fremdem Dienste stand: zur Zeit der Gothik. Für die Kirche und unsere zünftige Kunsthistorik ist das heute noch ein Geheimnis; beide glauben noch immer, daß nach dem dunklen Deutschland alles Licht aus dem Osten gekommen sei. Doch steht dieses Kapitel hier nicht zur Erörterung.

Aber es steht auch im Hausbau so: die Herrschaft des Christentums erzwang die höchste Ausprägung der germanischen Symbolik, weil die „exoterischen", die aller Welt erkennbaren Zeichen des Wuotanismus da nicht mehr geduldet wurden, wo die Kirche festen Fuß gefaßt hatte. Zeichen, welche die Kirche nicht kannte, konnte sie auch nicht befehden; sie kannte nur den äußeren Wuotanismus, gegen den sie siegreich geblieben war, aber sie hatte keine Ahnung von der Gedankentiefe und dem Ausdrucksreichtum der dahinterstehenden „Wihinei", der armanischen Geheimlehre. Und die griff nun Platz. Mancher Dachfirst gestaltete sich nun

statt ⩚ so ᛟ

Da ging die Neidstange (als äußeres Opferzeichen) über in die Odil-Rune, die ein Geheimsymbol Wuotans ist und das Gut des Geistwissens versinndeutet. Wer seinen Dachfirst so bereiten ließ, verriet damit, daß er ein Eingeweihter, ein Wissender, ein Armane war. Aber das erkannten wieder nur die Wissenden, die Eingeweihten. Vielleicht auch beredeten die Männer vom Bau das Volk, daß dieses

Zeichen ganz das gleiche sei wie die alten Neidstangen, und man jetzt dieses anbringen müsse, weil die Pferdeköpfe gefährlich geworden seien. So griff die neue Übung wohl weiter, und es mag sein, daß die Odil-Rune auch Dachfirste schmückte, ohne daß die darunter Wohnenden das Zeichen innerlich verstanden hätten. Und spät, als man überhaupt die alte Symbolik nicht mehr kannte, wurden eben die „Schmuckformen" der alten Gebäude immer wieder nachgemacht, verständnislos bis in unsere Zeit herein.

So haben wir heute gar nicht wenig Häuser aus den verflossenen Jahrhunderten (die neuen sind hier nicht zu rechnen), die am Dachfirste die Odil-Rune tragen. Und zwar finden sich da zwei verschiedene Formen, die ihre gemeinsame Herstammung nicht wohl verleugnen können:

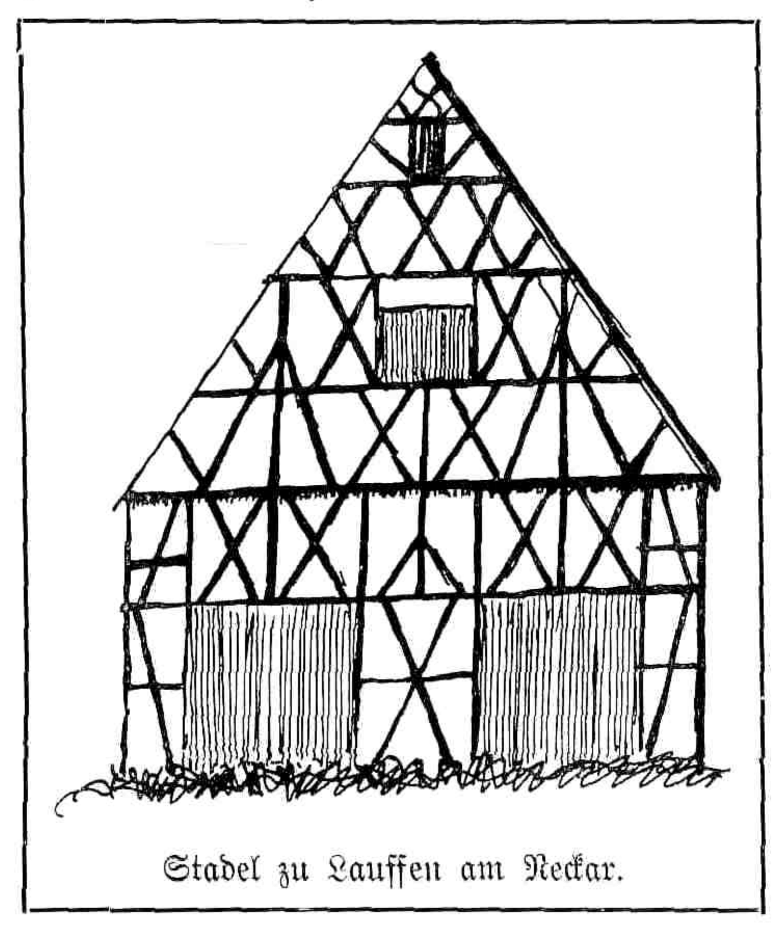
und

In einem Falle wird also das Dach durch die Raute der Odil-Rune erhöht, während die beiden Flankenlinien des Daches die Schenkel bilden; im anderen Falle tritt die Rune ganz in den Giebel hinein und von den Dachflanken ganz zu oberst wird ein rechter Winkel (der meist auch durch Balkenverdopplung an der betreffenden Stelle kenntlich ist) zur Figur genommen. Es scheint, daß später die letztere Form häufiger auftritt, vielleicht, weil sie unverdächtiger gewesen ist. Doch ist auch die erstere noch oft zu finden — ich kann zu ihr in diesem Buche kein Beispiel bieten, weil mir, als ich diese öfters beobachtete, noch nicht das ganze System aufgegangen war und ich mich lediglich über die Erscheinung wunderte, ohne ihr Bedeutung beizumessen. Ich zweifle jedoch nicht, daß der Leser sich selbst solcher Giebelfirste erinnern wird. Die andere Form mit innenständiger Rune ist in den Abbildungen dieses Buches mehrfach vertreten; besonders sei verwiesen auf den Giebelabschluß des Rathauses zu Gelnhausen.

Nur wird man gut tun, die innenständige Odil-Rune nicht mit einem anderen heiligen Zeichen zu verwechseln, nämlich der Gibor-Rune: X. Auch sie haben wir sehr häufig zu oberst am Dachfirst, und sie verweist nicht mehr auf eine mythische Gottesvorstellung, sondern unmittelbar auf Giboraltar, den Geber-Allerzeuger, bezeugt also einen sehr verinnerlichten Gottesbegriff von den Höhen der Wihinei her; wo dies Zeichen ursprünglich — bis etwa gegen Ende des 16. Jahrhunderts — angewendet worden ist, muß zumindest der Baumeister (noch früher wohl vor allem der Eigentümer des Baues) ein

hoher Armane gewesen sein, einer, dem nichts mehr verhehlt geblieben war in jenem großartigen System. Von vielen Beispielen hierzu sei eines besonders angeführt: eine Scheune (Stadel) in Lauffen am Neckar, ganz am Schlosse — wobei allerdings bemerkt sei, daß die Anbringung dieses Zeichens an einem Nebengebäude wohl einen ganz vereinzelten Fall darstellt und vielleicht nur dadurch zu erklären ist, daß das Gebäude mindestens in einem Teile ursprünglich Wohnzwecken diente.

Die Gibor-Rune findet sich auch sonst in so bemerkenswerter Weise, daß ihr noch ein besonderes Plätzchen aufgehoben werden muß. Hier das erwähnte Bild:



Stadel zu Lauffen am Neckar.

In neuer Nachahmung findet sich übrigens die Odil-Rune auch am Giebelfirst der Gastwirtschaft zu Estebrügge, anscheinend in einer Art Einlegemanier.

Man kann wohl sagen, daß — wenigstens für bestimmte Gegenden — die Tyr-Rune ↑ systematisch den Dachfirst trägt. Als Schenkelarme erscheinen dabei teils besondere unter die Dachbalken eingefügte Balken, teils die Dachbalken selber. Es ist mir aufgefallen, daß in manchen Gegenden diese Form der Dachstütze geradezu beherrschend ist, während in anderen die Odil-Rune den Ton angibt. Mit Bezug darauf wird einmal zu prüfen sein, ob die Odil-Rune die sogenannten Stammes-Urgebiete kennzeichnet, während die Tyr-Rune besonders in den durch „heilige Frühlinge" (also unter dem Zeichen des Kriegsgottes Tyr) besiedelten Gauen ihre Rolle spielt. Das Ergebnis würde, wie es immer ausfallen mag, von Interesse sein.

Nun möchte der Leser vielleicht meinen, die Tyr-Rune sei die natürlichste Dachstütze, die man sich denken könne. Das mag zwar dem Blick nach zutreffen, aber technisch nicht. Drei Balken spitzwinkelig ineinanderzufügen, so daß sie an der Vereinigungsstelle nicht zu schwach gearbeitet werden müssen, liegt keineswegs von selbst nahe,

und die Formen oder sind technisch bei weitem vorzuziehen. Aber in Hessen, Franken usw. ist die Tyr-Rune durchaus häufig; so finden wir u. a. entsprechende Häuser in Runkel (durchs Bäckertor gesehen), in Hannoversch-Münden, in Rinteln (nahe am Rathaus):

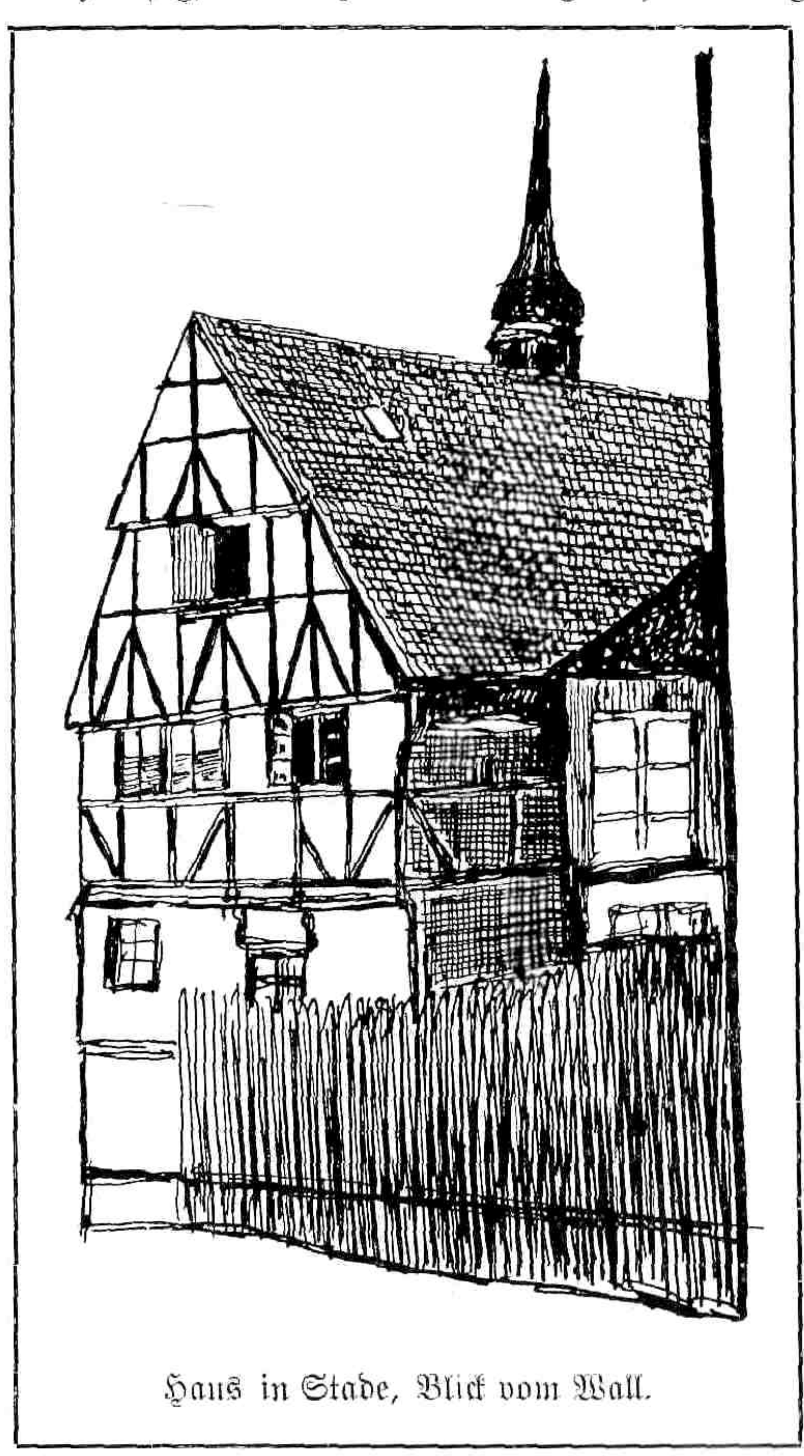
Will der Leser in solcher Gebälkanordnung, wie im vorstehenden Beispiel, bloße Zweckmäßigkeit erblicken, so ist dagegen nichts einzuwenden; ebenso ist es möglich, darin die Is-Rune zu sehen und somit beim Erbauer des Hauses als Leitgedanken den Wunsch nach Dauer seiner Schöpfung oder des im Hause wohnenden Geschlechtes anzunehmen. Hier soll nichts in Dogmen festgelegt, sondern nur zum Schauen angeregt werden. Es sei indes noch ein besonders kennzeichnendes Beispiel dafür geboten:



Haus in Schnorrenbach.

Völlig sicher ist aber jedenfalls, daß man die unsymmetrische Gibor-Rune nicht zu oberst in das Giebelgebälk setzte, ohne sich ihrer Bedeutung als eines heiligen Zeichens bewußt zu sein, und gleiches kann man wohl ohne weiteres auch hinsichtlich der Odil-Rune behaupten, die übrigens an einem elsässischen Hause zusammen mit der symmetrisch gemachten Gibor-Rune erscheint.

Häufig ist besonders im Hessischen auch das Kreuz als Dachstütze, und da läßt sich natürlich nicht feststellen, ob das vorchristliche Armanenkreuz + oder das christliche Kreuzeszeichen geschaffen werden sollte. Annehmen mag man ja vielleicht das erstere, weil später noch so häufig, und zwar aus gleichen Gegenden, das „andere Kreuz" (Andreaskreuz) erscheint, das ja doch gewiß in den ursprünglichen Fällen Kalandereigenschaft, also ein gewisses Ausweichen gegenüber der Kirche andeutet. Das braucht nicht auszuschließen, daß das Zeichen dann auch von der Bevölkerung zum Teil als christliches betrachtet worden ist und allmählich auch in diesem Sinne verwendet ward. Verwiesen sei dazu auf das Rathaus in Büdingen, dessen Bild sich im Buche findet und ebenso auf das Rathaus zu Alsfeld an der Leine. Des ferneren kann hier ein Haus aus Stade wiedergegeben werden, wie es sich vom Wall aus dem Blicke bietet:



Haus in Stade, Blick vom Wall.

Da haben wir am Dachfirst das Kreuz, das in senkrechter Linie auf der Yr-Rune und aus ihr erwächst. Schon dieser Aufbau läßt erkennen, daß man es da schwerlich mit dem

christlichen Kreuzessymbol zu tun hat. Denn man wird dies Gebälkstück in der kalischen Weise, die Guido v. List entdeckt hat, zu lesen haben: kereuz yr-kehre aus dem Irren! „Kehre aus dem Irren des Lebens nach oben", das etwa ist der Sinn dieser Gebälkstellung, und es ist nur verwunderlich, daß man nicht zu beiden Seiten der Yr-Rune statt der zwei senkrechten Stützbalken das bar- und das balk-Zeichen angebracht hat: \/. Dieser Umstand allein könnte es als fraglich erscheinen lassen, ob der Erbauer den Sinn der Sache noch richtig verstand.

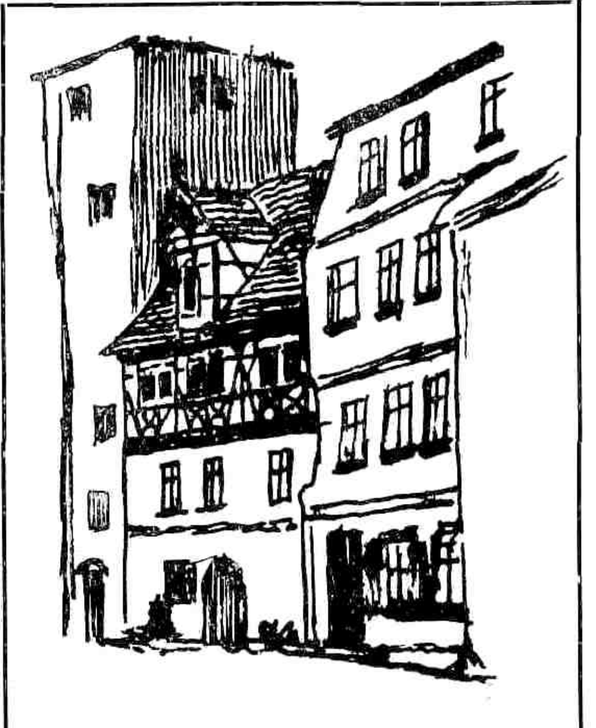
balk \ und bar /, absteigendes und aufsteigendes Leben in solcher Gegenüberstellung, ist auch ein häufig als Dachabschluß verwendetes Symbol. Ein Haus in Allertshofen zeigt das wie folgt:



Haus in Allertshofen.

Hier tritt, worauf besonders aufmerksam gemacht sei, die nämliche Gegenüberstellung wiederholt auf, und das Denken des Erbauers scheint hauptsächlich darin gegipfelt zu haben. Er erblickt darin das Wesen des Göttlichen, wie daraus hervorgeht, daß im übrigen die ar-Rune ᛅ eine beherrschende Stellung im Mittelpunkte der Giebelwand einnimmt. Immer vorausgesetzt, daß die Baumeister eben noch wußten, was sie taten.

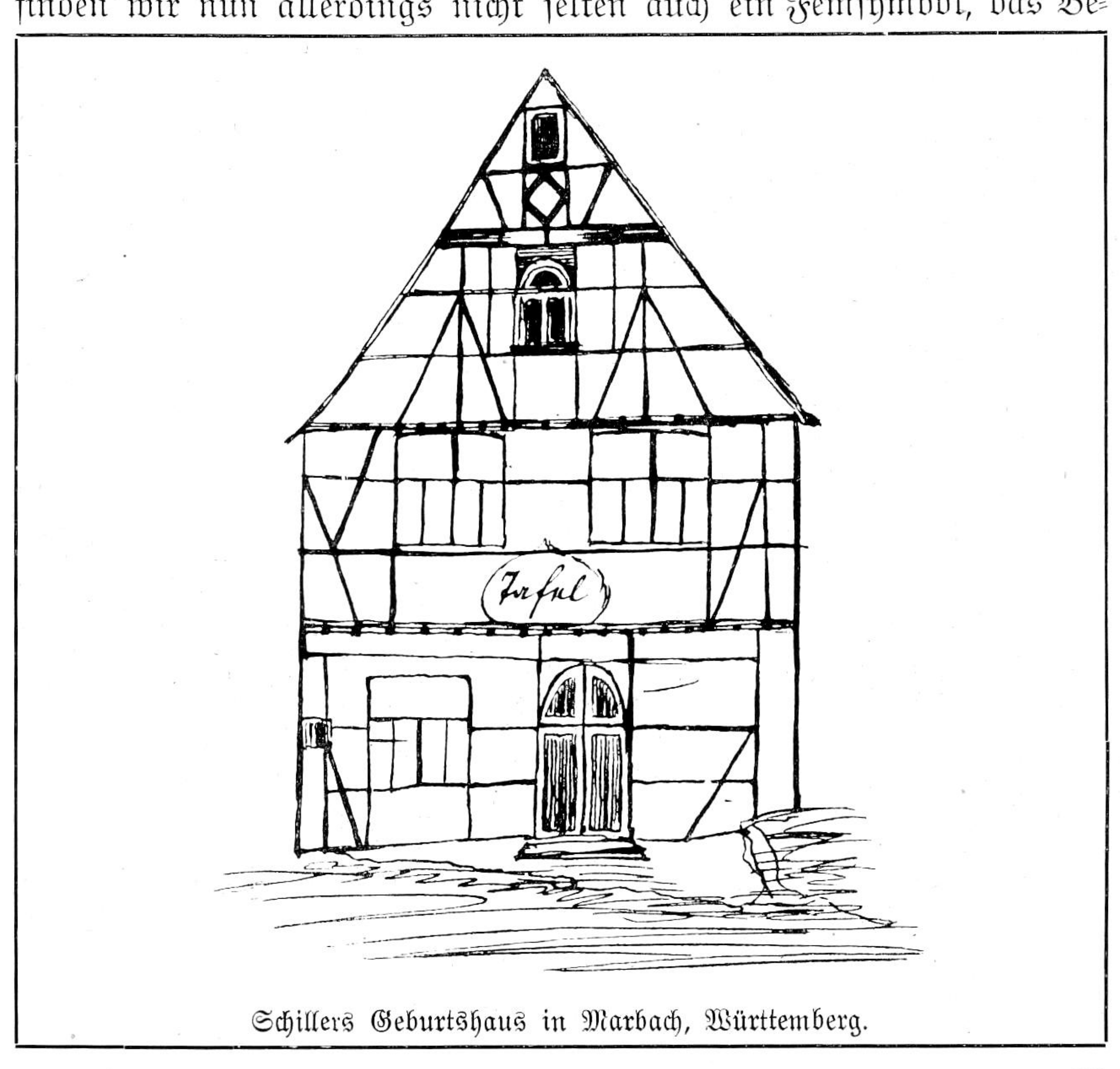
Anderen genügt solch ergebungsvolle Weisheit nicht, und sie setzten zwischen bar und balk die Js-Rune ein, so daß nach oben hin ein Dreistrahlen-Gebilde entsteht, das den Wunsch nach Dauer (des Hauses oder des darin wohnenden Geschlechtes) im Wechsel, im Auf und Ab des Lebens, symbolisiert. „Über Geburt und Tod soll mein Geschlecht bestehen", das ist der Sinn eines solchen Zeichens. Wir finden dies u. a. auf einem Dachvorbaue des Hauses Ernst Adler in Schwäbisch-Hall (Gelbingergasse) an der Giebelspitze; es ist aber auch sonst nicht selten und liefert — wenn auch das übrige Gebälk, wie in diesem Falle, stark belebt ist — ein reizvolles Bild. Daß hier der ganze Oberstock auf der Gibor-Rune steht, die fünfmal wiederholt ist (obwohl da die Symmetrie fehlt), sei gleich mit bemerkt. Wer gleich noch das V links mit beachten will, das einwärts der äußersten Gibor-Rune liegt und das vielleicht dem flüchtigen Beschauer ein unvollkommenes Stück Gibor-Rune vortäuschen möchte, dem sei hier vorbemerkt, daß dies ein Vehm-(Fem-) Zeichen ist und den Erbauer als ein Mitglied jener geheimen germanischen Gerichtsbarkeit des Mittelalters kennzeichnet, mit der unsere Gelehrsamkeit bis zu Guido List heran auch nichts anzufangen wußte. Hier das Bild:


Haus Ernst Adler, Gelbingergasse in Schwäbisch-Hall.

Es war von dem Erbauer ohne Zweifel eine Kühnheit, sich so deutlich als Fembruder zu erkennen zu geben; aber man muß dabei immer bedenken, daß im 14./15. Jahrhundert ein gewaltiger Kulturstrang zerschnitten worden ist und daß die Walter des neueingeführten römischen Rechts von der ganzen auf der alten Wihinei fußenden Symbolik keine Ahnung hatten und haben konnten.

Auch die Kirche, die schon um ein halbes Jahrtausend länger gegen die germanischen Überlieferungen ankämpfte und der die hl. Feme so unbequem war wie später den Fürsten und ihren Behörden, ahnte nicht, welch tief durchgebautem Kultus sie gegenüberstand, und dachte sich offenbar nichts dabei, wenn solche Zeichen an den Häusern auftauchten. Denkt sich doch bis heute noch niemand etwas dabei! Daß es 5 Gibor-Runen sind, ist auch sinndeutlich und hat ebenfalls auf die Feme (die Rechtswaltung) Bezug; denn fem = fünf. Heute noch heißt die Zahl 5 in den germanischen Nordlanden fem, und fem-fa hat es in alter Zeit auch bei uns geheißen. Fünf ist die heilige Zahl der Feme, und der Fünfstern (Truthenfuß) ihr heiliges Zeichen, das jedoch nur an der Femstätte selber gebraucht wurde. Näheres über diese Dinge enthalten die Werke Guido von Lists, besonders die „Rita der Ariogermanen".

Wir wollen zurückkommen zu unseren Dachverschlüssen. Und da finden wir nun allerdings nicht selten auch ein Femsymbol, das Be-



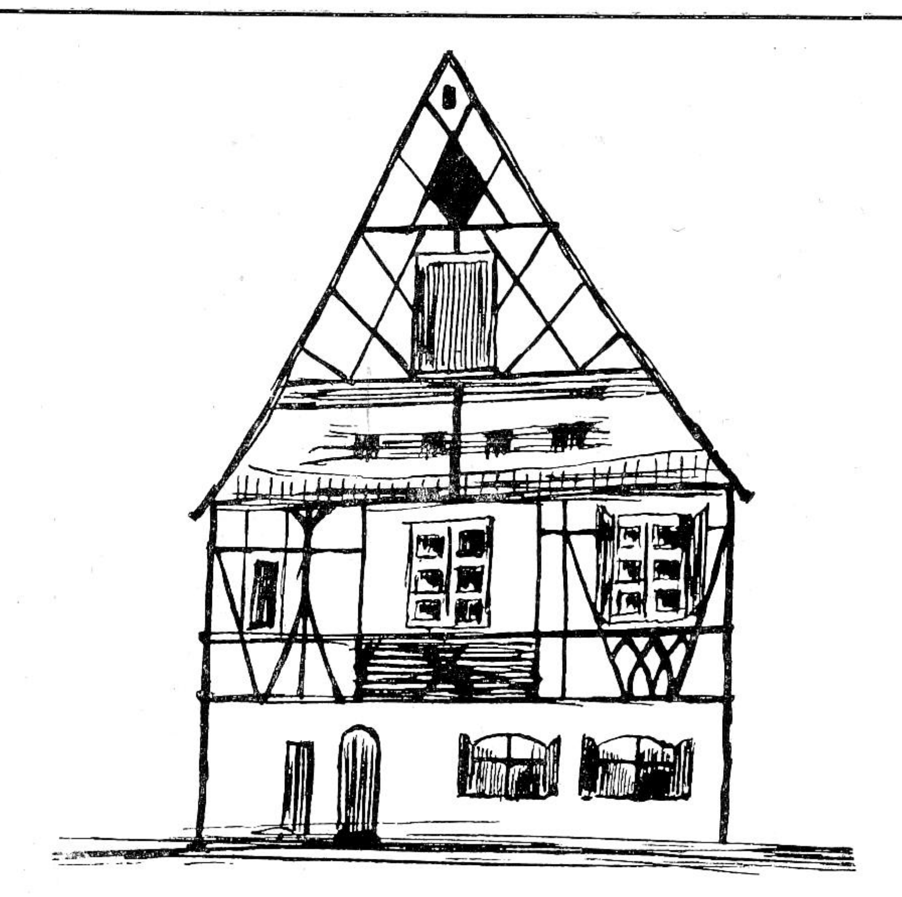
Schillers Geburtshaus in Marbach, Württemberg.

achtung verdient, nämlich die Raute (Rou-tha), die „Rechtszeugung“ bedeutet und so wohl mindestens auf Schöppen- (Schöffen-) Eigenschaft bei der Feme verweist. Auch diese Gebälkanordnung ist nicht selten, und sie erscheint zunächst in Rauten-, dann aber auch gelegentlich in Weckenform (der Wecken ist eine gestreckte Raute).

Es wird jedermann ersehen, daß die auch am vorstehenden Gebäude selbst aus besonders starken Balken hergestellte Raute, die rechts und links von bar und balk begleitet ist, keinerlei technischen Zweck haben kann und daß man um bloßer Schmuckabsicht willen nicht die Figur gebildet haben kann, weil sie die Ausmauerung ganz erheblich erschweren mußte. Die Figur steht auch viel zu vereinzelt da und ist in viel zu beherrschender Stellung angebracht, als daß Schmuckabsichten einzunehmen wären. Das Stockwerk unter ihr zeigt zwei Yr-Runen. Das Ganze würde also zu lesen sein: tuo yr, ruotha bar balk. In Form gebracht: „Entzweiung und Irren überwaltet, beherrscht die immer lebendige (bar-balk) Rechtszeugung“. Im ersten Stock steht rechts die ar-Rune, die hier jedenfalls die Armanenwürde (Asen-Abkunft) des Erbauers andeuten soll; denn sie hat kein Gegenstück, und das Gebälk des ersten Stockwerks ist offensichtlich mit Absicht unsymmetrisch gestaltet. Man erkennt ohne weiteres, daß bautechnisch links ebensogut eine Widerspiegelung der ar-Rune stehen könnte, und die sonst durchgehaltene Symmetrie forderte das sogar. Trug der Bauherr dieser Forderung nicht Rechnung, so hatte er seine Absicht dabei. Über Zwiespältigkeit und Irren des ab- und aufsteigenden Lebens steht die Rechtszeugung — vielleicht könnte man dafür setzen: steht der Gewissens-Fortschritt, die Verfeinerung des Rechtsbewußtseins! Ist das nicht eine Erkenntnis aus alter Zeit, eines Götterabkömmlings wert? Ich weiß nicht, ob das Haus von einem Vorfahren Schillers gebaut worden ist; aber es darf wohl hier Erwähnung finden, daß in engen Kreisen die Überlieferung läuft, Schiller stamme aus einer der nach den Römerkriegen in die Volksmasse untergesunkenen germanischen Uradelsfamilien, die ihre Abstammung, wie man weiß, auf die Götter zurückgeführt haben (Edda, Hyndla-Lied).

Der Wecken ist im folgenden Hausgebälke herrschend: (Siehe S. 27.)

Die Figur, die auch hier durch einen Mauerausschnitt (mit Laden) besonders auffällig gemacht ist, erscheint zugleich als Leitgedanke des ganzen Giebels. Dieser wird dadurch zum heraldischen „Weckenfeh“ und deutet an, daß das Haus von einem Wissenden der alten Herolds-

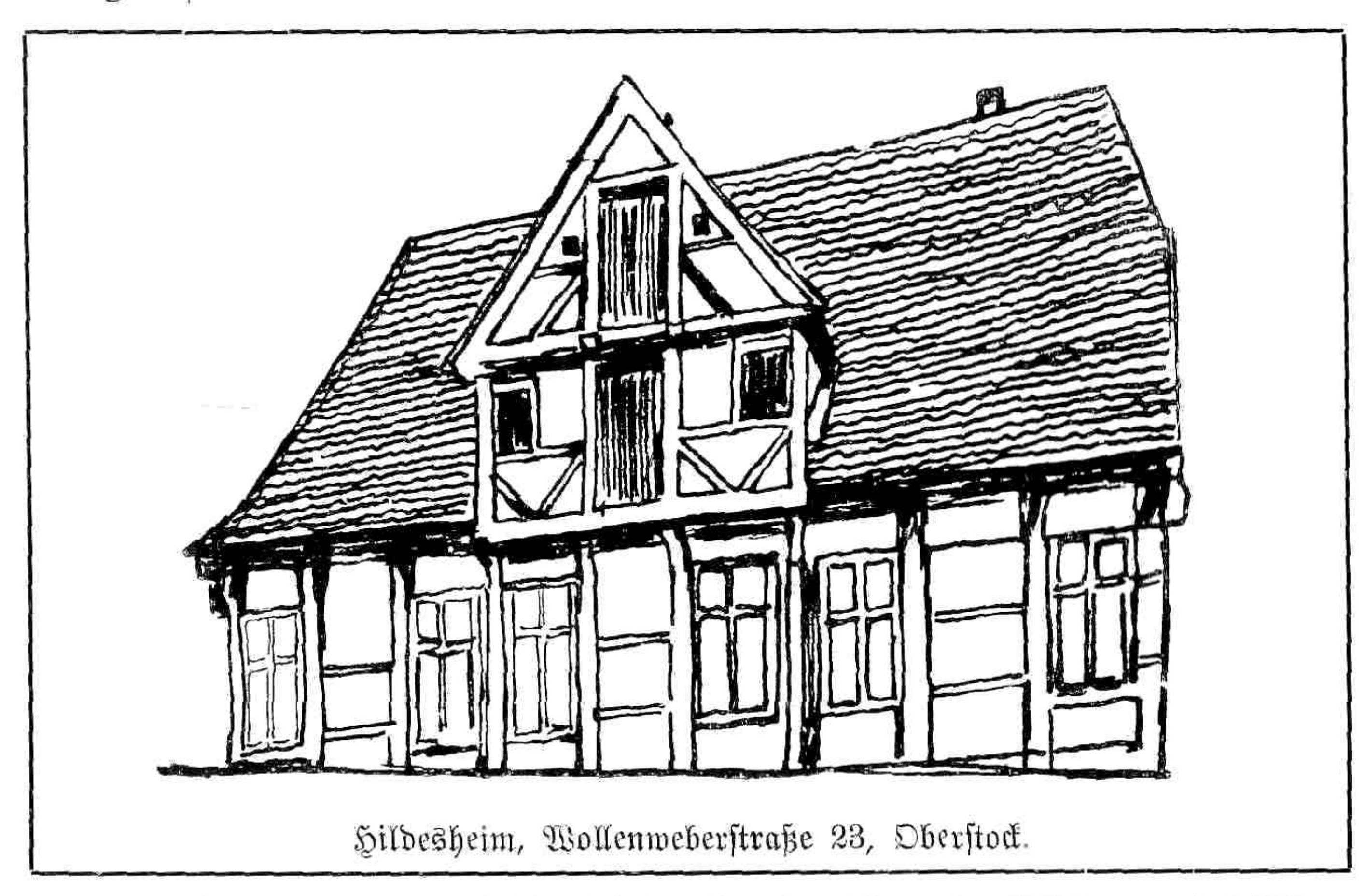


Baeger zu Kaysersberg, Oberelsaß, Haus Ohnenstetter.
Anstelle der Giborrune unter dem Mittelfenster des ersten Stockwerks ist das Hausschild.

zunft, vielleicht von einem Führer im Kriege, der in Friedenszeiten die oberelsässische Grenzwacht hielt, erbaut worden sein mag. Daß das Haus zu Kaysersberg steht, stimmt damit prächtig zusammen; denn der Ort dürfte sich — wie eben schon sein Name sagt — aus einem kaiserlichen Wachtposten entwickelt haben. Der erste Stock läßt auch hier die Symmetrie des Gebälks völlig vermissen, obwohl sie ersichtlich leicht herzustellen gewesen wäre; rechts unter dem Fenster des ersten Stocks sehen wir eine verengte Nachbildung des Weckenfehs in gebogenen Balken, begrenzt von (und mündend in) bar und balk (rechts und links des Fensters); die Figur sagt also deutlich: aufsteigendes und sinkendes Leben hängen für den Erbauer des Hauses und sein Geschlecht an der Fähigkeit des Wachehaltens. Links am 1. Stock ist eine große Yr-Rune, die oben zu einer kleinen Ma-Rune auswächst, und diese Figur ist links geleitet vom „balk" (dem sinkenden Leben); darin kann geradezu ein Bekenntnis gefunden werden: „die große Irrung bewirkte sinkenden Lebensstand; der Geschlechtsbaum (Ma-Rune) ist klein geworden". Was zugrunde liegen mag? Das Mittelalter war für die Ausfüllung eines derartigen Bekenntnisses so reich an

Möglichkeiten . . . Jedenfalls hatte das Geschlecht trübe Tage hinter sich; nun wollte es seine Zukunft in die Wage bringen mittels treuer Ausübung der Wacht.

Eine Figur kann auch gegeben sein, sie kann sich ergeben, ohne daß sie deswegen unbeabsichtigt sein müßte. Das sei an der nachfolgenden Abbildung dargetan, die an Einfachheit nicht viel zu wünschen übrig läßt:

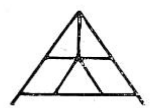


Hildesheim, Wollenweberstraße 23, Oberstock.

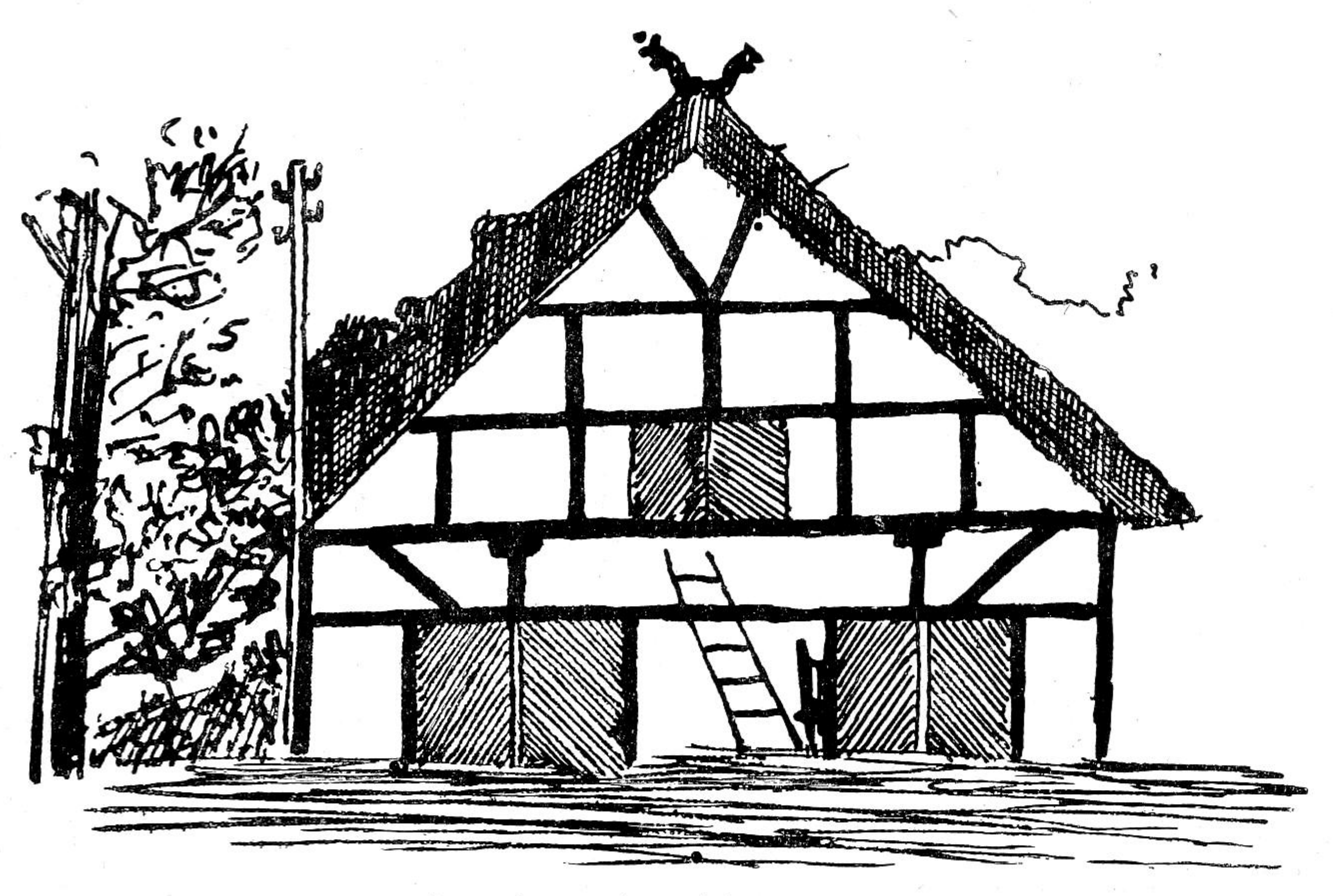
In Betracht kommt lediglich der Dachaufbau, der sich in zwei Hälften gliedert. Die untere Hälfte zeigt unter den Fenstern zwei absteigende Speidel ▽ oder Drachenaugen. Die obere Hälfte birgt links und rechts der Türe bar und balk. Über der Türe aber steht die Krönung dieses Bildes: der aufwärts stehende Speidel △. Die abstehenden Speidel bezeichnen das Erdenleben, das materielle (mit der Spitze nach dem Stofflichen). Die aufsteigende Glyphe dagegen versinndeutlicht stets das geistige (oder seelische) Aufstreben zur Göttlichkeit. Die Göttlichkeit ist eingeschlechtig; im Bereiche des Menschen ist die Zweigeschlechtigkeit vertreten, und immer zwei Menschen leben vereint in Eh'. Aber die beiden, die so auf gleicher unterer Ebene als Einheit zusammenwirken, sollen — ob das Leben steigt oder fällt — stets nach der Geistigkeit, nach dem göttlichen Zustande trachten, und der Aufblick dahin soll ihr Leben beherrschen und überbauen. Skaldischer

Geist lebt in diesem Gemäuer. Oder ist am Ende alles nur ein spukhaftes Zufallstreiben? Wie kommt es, daß solche Segenssprüche aus der Balkenordnung herauszulesen sind, wenn niemand sie hineingebaut hat?

Eine dem Speidel ähnliche Bedeutung hat der Tryfos, aus dem das Wuotanssigill hervorgegangen ist. Er ist das Sinnbild des Wechsels im All, des Entstehens, Wandelns und Vergehens zum Neuentstehen und erscheint als Tychsal (Deichsel)-Heilsgebot. Auch diese Glyphe erscheint in aufsteigender ⅄ und in absteigender Y Form (sie ist auch mitunter Symbol der Wünschelrute). Die Dachgiebel mit dieser Gebälkstellung:



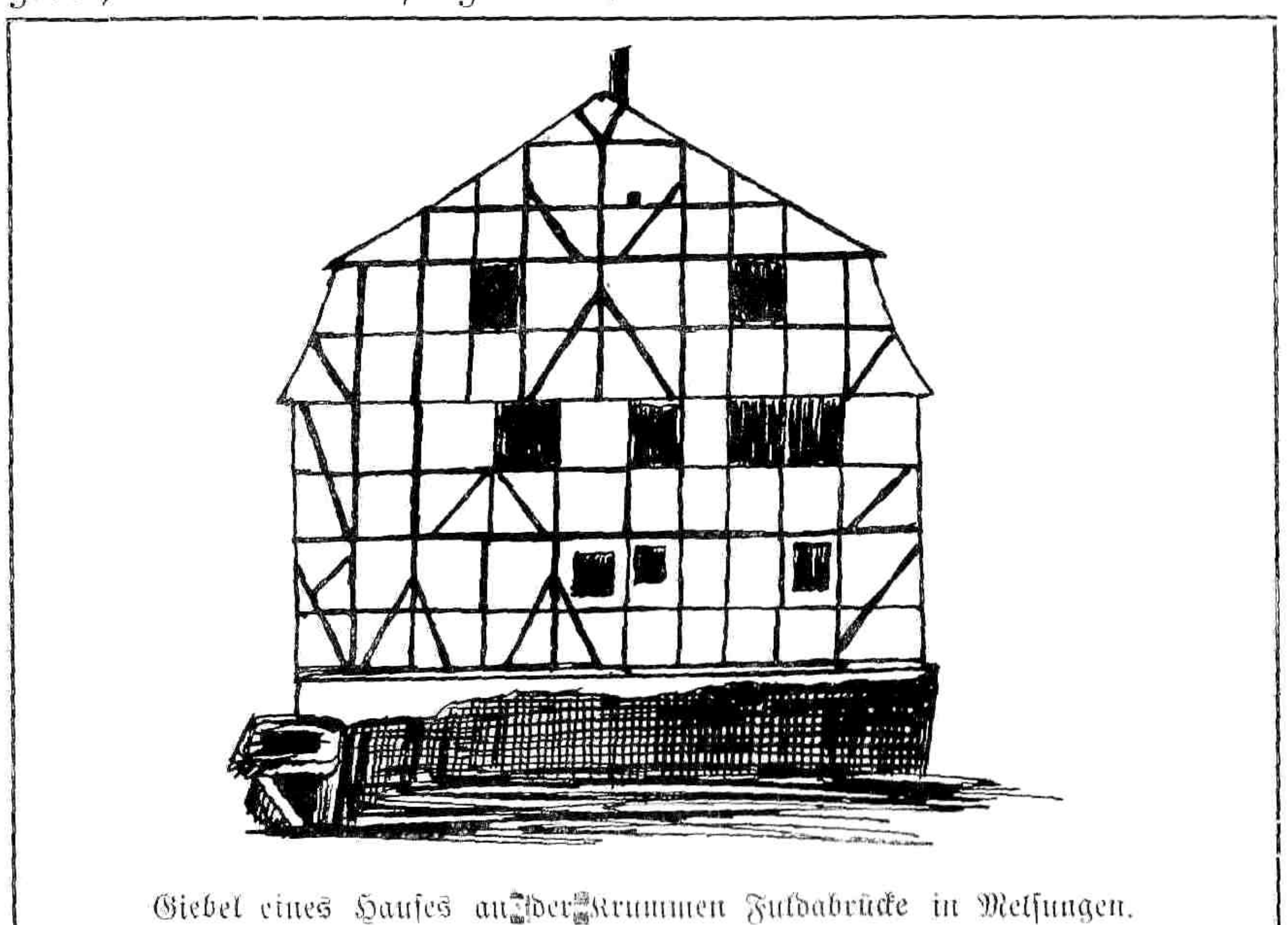
sind wohl anzutreffen; doch kann ich kein Beispiel angeben — in der ersten Zeit, als ich diese Beobachtungen anstellte, dachte ich noch nicht ans Sammeln, wie ich noch nicht an dies Buch dachte. Der Leser wird mich noch zuweilen in solcher Lage sehen; eine spätere, hoffentlich stark erweiterte Auflage wird da noch viel Stoff beizubringen haben.



Haus in Sackrow bei Potsdam.

Die absteigende Tychsal-Glyphe, die auch wieder mehr das Heilsgebot des irdischen Lebens als die geistige Lenkung der Gottheit nach oben in sich schließt, erscheint zunächst einmal in einem Hause zu Sakrow bei Potsdam: (Siehe Seite 29).

Das Haus stammt vom Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts und ist vor allem schon deshalb bemerkenswert, weil es auf dem Dachfirst selbst noch ein Heilssymbol hat, nämlich zwei herabschießende Fische, die wiederum wesensgleich sind mit einem Stiergehörn. Sie sagen: „tuo fi-ask abastigan — das Tun der zeugenden Entstehung (des alten Weistums und Rechts) ist gesunken." Offenbar hat ein Wissender der germanischen Rita das Haus gebaut, um dort sozusagen weltfern zu leben. Ob ihm ein starkes persönliches Unrecht widerfahren ist oder ob er erbittert war über die Durchführung des fremden Rechts? Und er setzte groß die absteigende Glyphe des Tychsals ein: „In diesem Hause herrsche das Heilsgebot". Und weiter unten fügt er balk-bar ein: „ob das Leben fällt oder steigt". Also steht an diesem Hause zu lesen: „Das lebensfördernde (zukunft-zeugende) Rechttun ist gesunken; dies Hausgeschlecht aber beherrsche das Heilsgebot, ob das Leben steigt oder fällt!"

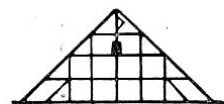


Giebel eines Hauses an der Krummen Fuldabrücke in Melsungen.

In wesentlich anderer Zusammenstellung erscheint der Tychsal an vorstehendem Hause: (Siehe Seite 30).

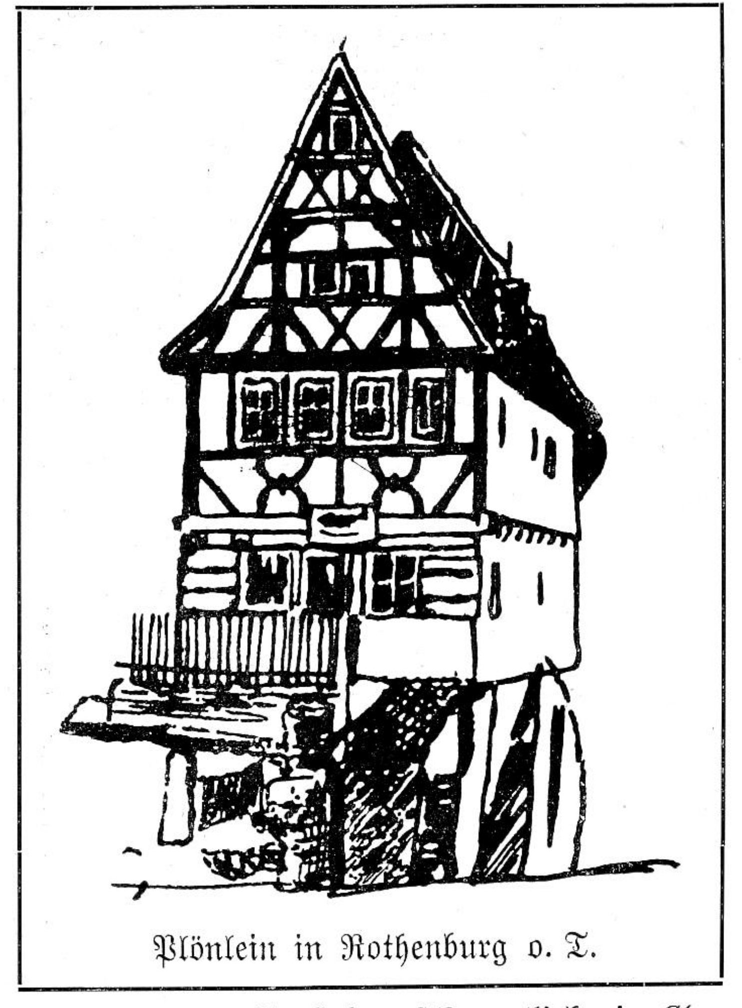
Dieses Gebäude, dessen Alter mir unbekannt ist, zeigt eine eigenartige Verwirrung im Gebälk, und es ist fraglich, ob es eigentlich reden soll, d. h. ob der Baumeister noch die Bedeutung der Zeichen richtig kannte. Die obere Mittelpartie des Giebels freilich sagt ja; sie läßt aus dem abstehenden Tychsal die Yr-Rune werden und setzt zu beiden Seiten balk-bar. Also: „Das Heilsgebot erwächst aus dem Irren (der Unsicherheit); man erkennt es am Fallen oder Steigen des Lebens.“ Die nämlichen Zeichen sind (mit Ausnahme des Tychsals) wiederholt angebracht; dazu gesellen sich links die Not-Rune über einem aus der thôrr-Rune entstandenen heraldischen Dorn; rechts unten steht die eh-Rune. Eine Deutung dieser Zeichenzusammenstellung erscheint mir gewagt; sie ergeben auch keinen rechten Sinn. Andererseits möchte aber das ganz offensichtliche Fehlen der symmetrischen Gestaltung doch annehmen lassen, daß ein besonderer Gedankenausdruck beabsichtigt sei. Vielleicht ist es möglich, in einer späteren Auflage darüber Näheres zu sagen.

Recht selten gewahrte ich bislang die thôrr-Rune zu oberst an Gebäuden. Doch ist mein Eindruck der, daß sie sich an Scheunen öfter finde als an Wohnhäusern, und das wäre nicht verwunderlich, weil die Scheune die dürren Früchte birgt (Getreide, Stroh, Heu) und insofern besonders leicht der Feuersgefahr (Blitz) zum Opfer fällt. Gott Donar ist bekanntlich der Herr der Naturelektrizität, und so ist es erklärlich, daß ein besorgter Hausvater ihm seine Scheune weihte. Man könnte ja einwenden, daß die Mehrzahl der heute noch stehenden Fachwerk-Gebäude erst entstanden ist, nachdem der altgermanische exoterische Götterkult längst durch das Christentum ersetzt war. Aber wenn man weiß, wie vielfach das Volk bis heute die alten Vorstellungen beibehalten hat und wie häufig z. B. Donar in der christlichen Legende zum St. Peter geworden ist und als solcher fortlebt, dann stößt man sich an derartigen Einwänden nicht. Vielleicht ist es dem



Leser beschieden, eine Scheune oder ein Haus mit der thôrr-Rune zu sehen; dann möge er dessen eingedenk bleiben, daß er mit der Zusendung einer Photographie, einer Abzeichnung oder auch mit bloßer Mitteilung unter näherer Bezeichnung des fraglichen Gebäudes zur

Ein sehr schmuckes, altes Gebäude ist das Plönlein zu Rothenburg o. T. in Franken, diesem Schatzkästlein mittelalterlichen deutschen Städtetums. Da finden wir nur wenige Zeichen, aber sie treten sehr bestimmend hervor, und auf ihnen beruht der Eindruck des Bauwerkes zum großen Teil. Eine Hauptrolle spielt dieses Zeichen X, das einem Sägebock ähnelt. Nach den Erklärungen dieses Buches liegt es wohl am nächsten, an das Andreaskreuz („andere Kreuz") zu denken und in dem Bauwerk das Heim eines Kalanders zu erblicken (im Besitz einer Kalandsbrüderschaft wird es kaum gewesen sein, da es nach dem äußeren Ansehen schwerlich ein Gewölbe birgt). Andererseits kennen wir die hochheilige Gibor-Rune X, die aber aus einem geraden und einem gebogenen Schrägschenkel besteht und in Bauwerken viel verwendet worden ist. Es wäre wohl denkbar, daß man diese Rune symmetrisch gestaltet hat, und dazu zeigten sich zwei Wege: man konnte auch den gebogenen Schenkel gerade machen, oder man konnte auch den geraden biegen. Im ersteren Falle entstand das dem Andreaskreuz ähnliche Zeichen, das aber mehr Höhe als Breite hat, und so dem Sägebock ähnelt; im andern Falle entstand der Fyrbock (Feuerbock), den wir am Plönleinshause unter den Fenstern des ersten Stockes zweimal vorfinden. Bei diesem Gebäude hat man beide Wege eingeschlagen. Die Frage nach dem Grunde löst sich von selbst im Hinblick auf die ganze Gestaltung des Giebels, der oben sehr schmal zuläuft und zwei gerundeten Gibor-Runen (Fyrböcken) keinen Platz lassen würde. Natürlich hätte man sich ja dafür mit einem begnügen können! Aber man tat das nicht, sondern änderte lieber die Figur Folglich müssen die zwei gestreckten Gibor-Runen ihre Bedeutung haben, und die in der Mitte unter ihnen stehende gleiche Figur gehört ersichtlich (da sie ebenso geformt ist) zum



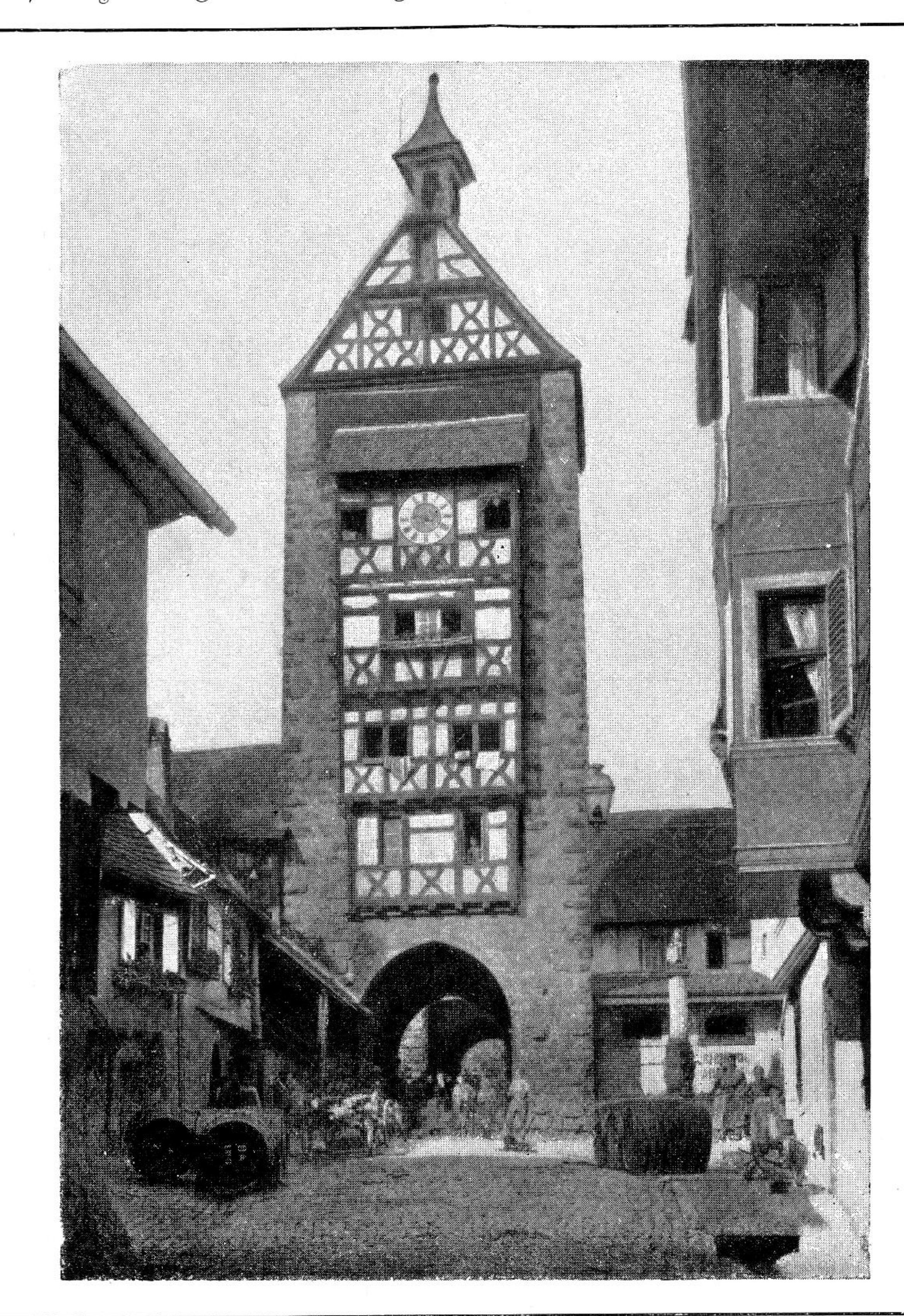
Plönlein in Rothenburg o. T.

Bilde. Oben steht zwischen den beiden Sägeböcken die Is-Rune. Links und rechts vom untern Sägebock stehen zwei große Yr-Runen. So lesen wir: tuo yr, tri gibor is. Daß hieße: „Zweie irren; aber das drehende Allgeschehen (die hl. Dreiheit des Werdens, Wandelns und Vergehens zum Neuerstehen) gibt Dauer (Festigkeit, Beständigkeit)". Zweie irren — das weist auf die Ehe, auf das Familien-Wohnhaus. Und der weise Spruch findet in der unteren Linie eine Art Gegenstück. Zwei Fyrböcke symbolisieren zwei Feuer; der linke das herabkommende, aus der Gottheit waltende, das Urfyr (denn ihm ist die balk-Linie beigegeben); der rechte aber das Aufwärtsführende, aus der Menschlichkeit der Göttlichkeit entgegenstrebende (bar-Linie) Herdfeuer. Zwischen beiden steht die Is-Rune als Symbol der Festigkeit, der Dauer, der Beständigkeit. Wollen wir nicht einfach sagen: Urfyr und Herdfyr machen das Leben fest, stark? Die ewige, göttliche Ordnung und die Ordnung in der Familie ergeben die Beständigkeit, die Stetigkeit des Lebens? Die Form, in welche wir den Inhalt dieser Zeichen kleiden, ist Nebensache; wie wir sie immer wählen: Der Gedanke bleibt der gleiche. Und er ist der gleiche, oben und unten, er beherrscht das ganze Haus. Ist es nicht, als lehre die nämliche Weisheit schon der ganze bildhafte Eindruck des Hauses selber: traulich, schlichtinnig, und doch hoch nach oben gewandt?

Einige Zwischensätze gestatte der Leser. Heute lachen manche Leute, wenn mit dem Worte „oben" so etwas wie göttliches Wesen gekennzeichnet wird. Denn der Atheist oder „Monist" kann den Begriff des Göttlichen überhaupt nicht brauchen; der Pantheist aber erachtet alle Richtungen im All als gleich göttlich. Aber wir dürfen doch in solcher Art symbolisch empfinden und symbolisieren; denn die Natur selber zeigt uns den Weg. Sie hat allen Menschen (und Tieren) den Geist zuoberst eingegossen; der Kopf herbergt das Gehirn. Alle wertvolleren Eigenschaften prägen sich zu oberst am Kopfe aus; alle mehr tierischen sind an den unteren Teilen kennbar. Ist es da ein Wunder, daß wir sinndeutlich alle Veredlung als ein Aufwärts empfinden und daß der arische Mensch allezeit das Wesen der Göttlichkeit als über sich thronend empfand? Über sich in den nicht durch dichte Stofflichkeit gefesselten Sphären? Also: die Symbolik des „Oben" hat ihr gutes Recht, das ihr nimmermehr bestritten werden soll, auch wenn wir die Gottheit nicht an einer bestimmten Stelle sozusagen körperhaft suchen; unsere germanischen Altvordern — wenigstens die

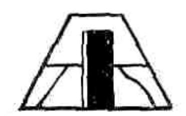
Armanen, die „Wissenden“ — waren über derart niedere Vorstellungsweisen so wohlerhaben wie wir.

Wir haben aber auch den Fyrbock, der die Gibor-Rune bleiben soll, trotz der Formänderung.



Vorstehendes Bild (aus dem Besitze der „Elsässischen Rundschau“ in Straßburg) zeigt den „Dolder“ zu Reichenweiher im Elsaß, also einen

alten Stadtturm. Wohl einen der schönsten in deutschen Landen. Er wurde mit der Ringmauer des Ortes bereits im Jahre 1291 durch Burghart I. von Horburg erbaut. Da ist nahezu die ganze Front mit dem Fyrbock-Zeichen bedeckt. Aber: der Leser blicke nach oben, wo die Zeichen beginnen. Da ist das Zeichen deutlich erklärt:



Wenn wir die beiden hier stehenden Schrägbalken, den geraden und den krummen, übereinander legen, so haben wir die Gibor-Rune, und zwar in ihrer Umkehrung: X statt X. Und die Erklärung da oben sagt: so wollen all die Fyrböcke da unten aufgefaßt sein; es sind lediglich symmetrisch gemachte Gibor-Runen. Und zwar sitzen im Giebelstück ihrer a c h t. Auch das ist nicht zufällig; es verweist auf die „h o h e h e i l i g e h e i m l i c h e A c h t“, welche zur Zeit, da der Turm erbaut wurde, die Waltenden des Ortes wahren wollten. Denn in diesem Falle wäre die Annahme, daß ein Bauherr ohne tieferes Verstehen nachgebildet hätte, doch wohl ohne weiteres abzuweisen. In den alten Reichsstädtchen wurde das alte Wissen auch lange insgeheim gehegt, bis die Bauhütten auf deutschem Boden gänzlich unterdrückt und ihre letzten Anhänger gestorben waren. So verkündet also der Giebel: „Das Wissen von Geber Allerzeuger (Gibor-Altar) ist hier in die hohe heilige heimliche Acht genommen“. Weiter herab wiederholt sich am Gebäude die Runenfigur noch dreizehnmal; auch das scheint nicht bedeutungslos; doch soll darauf hier nicht weiter eingegangen sein. In einem kleinen Mittelfelde steht balk is bar: die Gewißheit der Dauer, das Ewigkeitsbewußtsein im aufsteigenden und sinkenden Leben, über Geburt und Grab, über Werden und Vergehen. Der Dolder ist also ein richtiger Armanenturm. Der Name bedeutet „Wächter“; er hängt mit dem Wort Dolde zusammen, ebenso mit der zweiten Silbe von „Heimdold“ (Heimdallr). Heimdold war ja auch der Wächter des Götterheims nach Baldurs Tod in der germanischen Mythe.

Die Gibor-Rune erhielt allmählich auch, wo sie zum Fyrbock gestaltet auftrat, eine gewisse Verzierung, die dann an den verschiedensten Stellen wiederkehrt. Vornächst tritt sie in Erscheinung an dem im Jahre 1580 erbauten Winzerhause zu St. Martin in der Pfalz:



Winzerhaus zu St. Martin, Pfalz.

Damit soll natürlich keineswegs gesagt sein, daß die Verzierung hier zum erstenmal beliebt worden sei. Sie zeigt sich an manchen Gebäuden, die wesentlich älter sein dürften, und besteht in kleinen Hornansätzen an den Balken, die wohl nur als Schmuck dienen sollten. In der oberen Reihe tritt die Rune siebenmal in Erscheinung; sie würde aber noch ein achtesmal zu sehen sein, wenn wir um den Erkervorbau links herumgingen. Die eigentliche Tragarbeit wird an diesem Bau geleistet von Yr=Runen mit gewölbten Schenkeln, und der Sinn des Gebälkes ist: „In den Irrungen des Lebens achte das Urfyr!" (Denke an den göttlichen Zweck des Daseins!) Der kleine Aufbau zeigt das „andere Kreuz" (das Kalandskreuz), auslaufend in balk-bar. Das Kalandskreuz bedeutet die verhehlte Wahrung des alten heiligen Wissens, und die Auslaufbalken sagen entschlossen dazu: „wie es immer gehen möge, abwärts oder aufwärts; ob es Leben nimmt oder Leben bringt!"

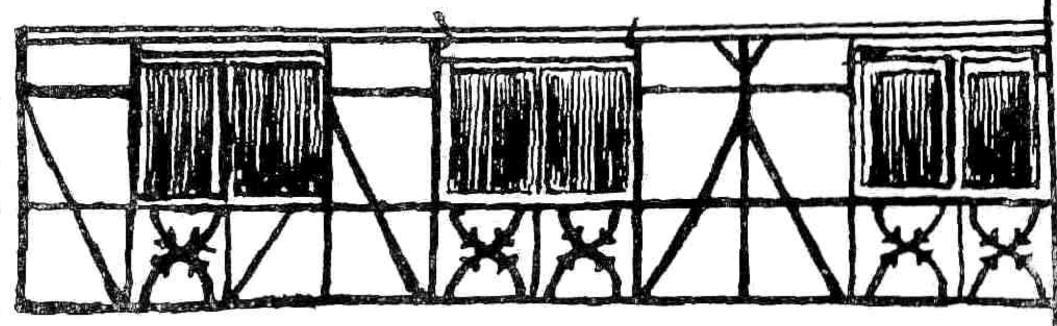
Man sieht, die Alten hängten nicht den Mantel nach dem Winde; sie fragten nicht in erster Linie, wie wir heute —: Was macht sich

bezahlt? Sie wußten, daß es dauernd keinen Gewinn und kein Glück bringt, wenn man des Urfyrs nicht achtet, und daß der Wert des Menschen nicht daran hängt, ob es ihm gut oder schlecht ergeht, sondern darin, daß ihn sein Gottesbewußtsein und seine innere „Stäte" nicht verläßt, daß er Treue hält auch seinen eigenen höchsten Erkenntnissen.

Das Kalandskreuz ist links auch noch in die Mauer eingehauen; da sollte es wahrscheinlich dem Ankommenden schon entgegenwinken.

Ob das Haus anfangs einer Kalandsbrüderschaft diente? Vielleicht ist es noch zu ermitteln. St. Martin in der Pfalz ist ja an mythologischen Überlieferungen reich; ohne Zweifel hat dort in alter Zeit ein Halgadom gestanden, der lange bewahrt worden ist, und der hl. Martin, nach dem später der Ort genannt wurde, ist natürlich nur eine in die christliche Legende übernommene altgermanische Gottheit. Doch davon kann hier nicht weiter die Rede sein.

Besonders deutlich erscheint die verzierte Gibor-Rune (Fyrbock) in der nebenstehenden Zeichnung: Wir werden das gleiche Zeichen noch an vielen anderen Häusern finden; soweit es nicht zur Gesamtdeutung notwendig ist, soll nun nicht mehr davon die Rede sein.



Aus dem Hause Ernst Adler, Gelbingergasse in Schwäbisch-Hall.

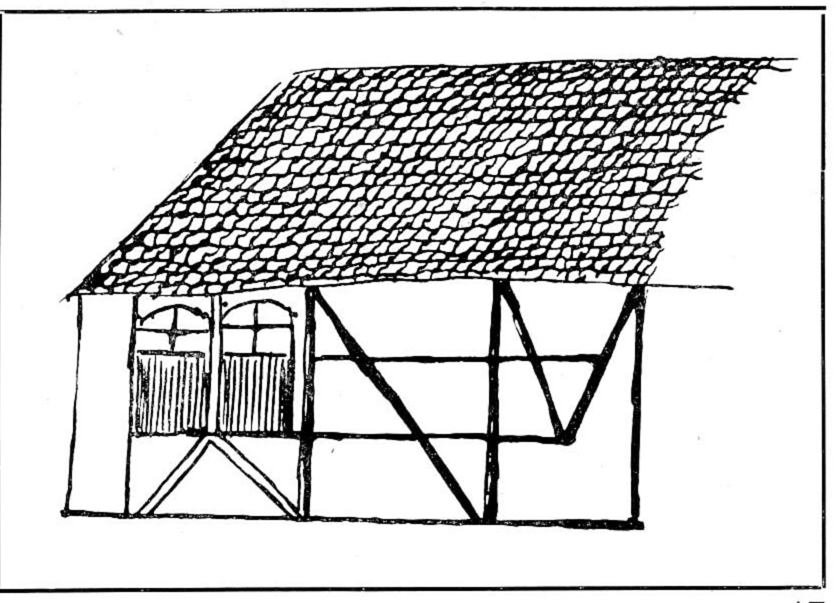
Es leuchtet wohl ohne weiteres ein, daß die Krümmung des Gebälkes zunächst einmal eine schwierige Arbeit ist und daß man sie deshalb im Anfang sicherlich nicht ohne besonderen Grund unternahm. Außerdem aber ist damit eine Verringerung der Tragkraft verbunden, was wieder eine Vermehrung des Balkenwerkes zur notwendigen Folge hat. An sich unnötige Bogenbalken, wie jene, welche sich auf vorstehender Zeichnung stützend an die hohen senkrechten Tragbalken lehnen (in Form der Yr-Rune), können zwar infolge der Biegung sogar zu stärkerer Wirkung gelangen durch eine gewisse Spannung; aber es ist auch hier als ausgeschlossen zu erachten, daß man die Balken um eines technischen Zweckes willen gerundet hätte. Hier war im ganzen der Stilwechsel maßgebend, der aus der Zeit der „Renaissance" in die Rokokozeit hinüberführte und der an gebogenen Linien aller Art seine

besondere Freude hatte. Im Sinne dieses Buches bedeutete jene Entwickelung eine Entartung, da sie den geistigen Inhalt des Gebälkstils (trotz vielfacher Rundnachahmung des eckig-Überkommenen) verloren gehen ließ, um nun allerdings die schmuckhafte Wirkung mehr und mehr zum Selbstzweck zu erheben. Hierüber muß in einem besonderen Abschnitte eingehender die Rede sein. Wir wollen hier zu den einfacheren redenden Formen zurückkehren.

Ein anziehendes Bild, das hauptsächlich auch als eine Art Gegenstück zum Schillerhause Aufnahme findet, gibt die „Goethe-Scheune" in Sesenheim:

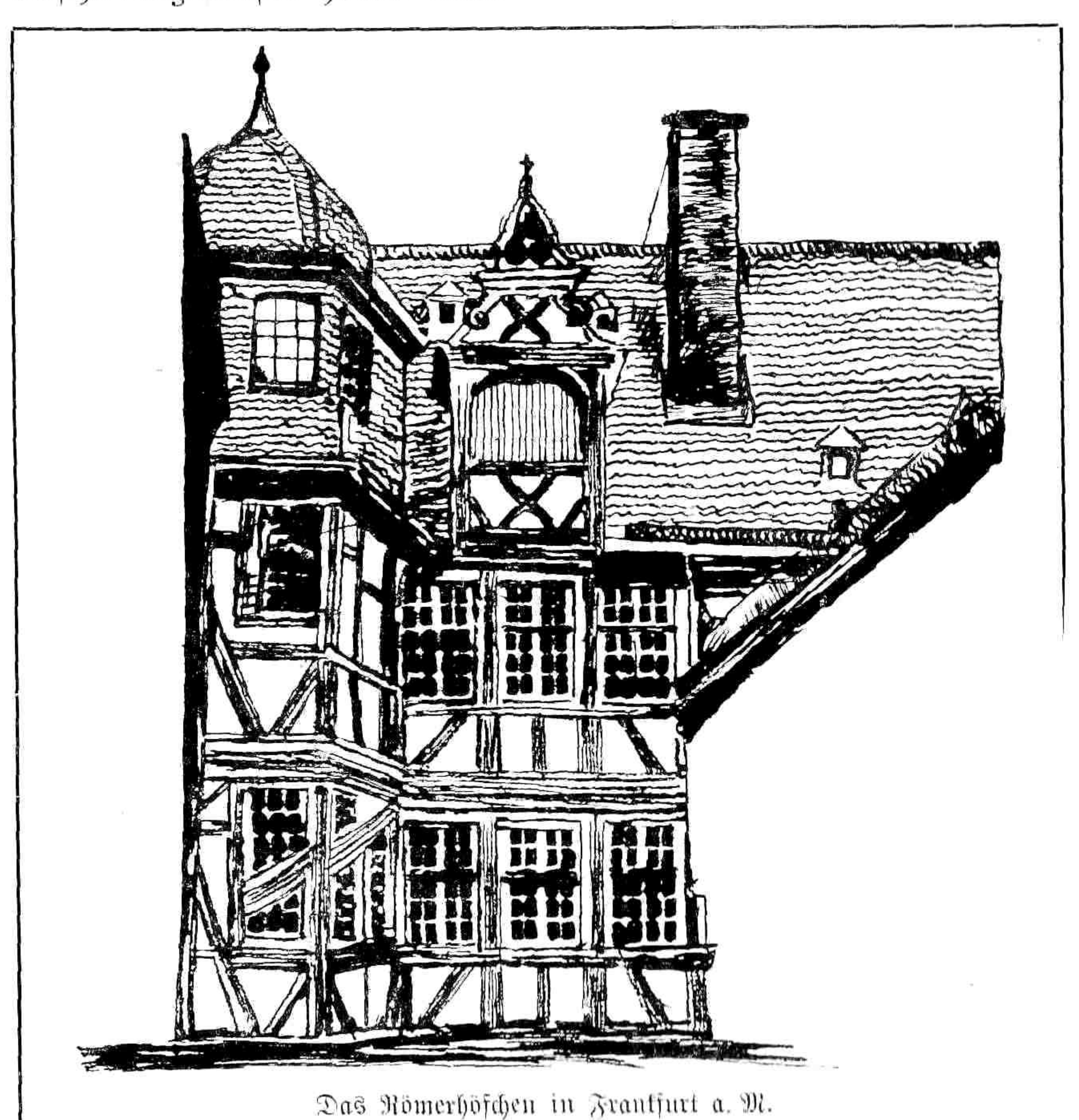
Goethe-Scheune zu Sesenheim, Elsaß.

Das Bauwerk zeigt nichts im Gebälk, was dem Leser noch unbekannt wäre. Recht interessant ist dagegen die Fügung im folgenden Bildchen:



Wir haben da vor allem links den aufsteigenden Tychsal (Deichsel) als Sinnbild, daß auch die bewegenden Kräfte

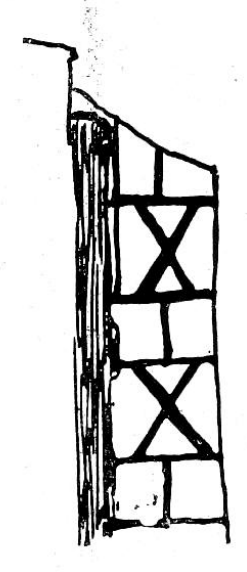
des Erdenlebens dem Aufstiege zur Geistigkeit, zum Göttlichen, dienen sollen: darauf folgt die Not-Rune, die daran erinnert, daß der Mensch dem Zwange des Schicksals unterworfen ist, und endlich rechts die spätere Form der Eh-Rune, die sich aus zwei einander zugekehrten Laf-Runen zusammensetzt, wie ja die Ehe entsteht durch Verbindung zweier in ihrer natürlichen Artung verschiedener Menschen. Das Gebälk sagt also: „Das Heilsgebot gegenüber dem Zwange des Schicksals ist die Ehe" — und dahinter steht der Gedanke: Durch die Ehe (und Fortzeugung wird der Tod überwunden), was einen tieferen Sinn hat in der altgermanischen Wiederverkörperungslehre als es ihn in den heute gewohnten Anschauungsweisen haben kann.



Das Römerhöfchen in Frankfurt a. M.

Schier im Verborgenen blüht das sehr schmucke „Römerhöfchen" zu Frankfurt a. M. Es gesellt der Gibor-Rune in Form des Fyrbocks balk und bar und sagt so, nachdem es zu oberst die Rune als reines Gottessymbol behandelt hat: auch das irdische Leben mit seinem Auf und Ab, mit seinem wechselnden Glücke, mit seinem Werden und Vergehen, ist göttlichen Ursprungs und hat göttliches Ziel.

Einige Kleinausschnitte, die hier folgen sollen, zeigen fast übereinstimmendes Gepräge, der eine wagrecht, der andere senkrecht:



Giebelstück am Ende einer Häuserreihe in Saalfeld a. S., Blankenburger Tor.



Am Johannistor in Jena.

Hier haben wir immer die Is-Rune, dann das Andreaskreuz; man kann nicht wohl Klarheit gewinnen, ob die Zahl beabsichtigt oder Zufall ist. Im ersteren Falle ergibt sich die Lesung: tri is tuo uand kereuz: Die Dreiheit der Dauer (Nornendreiheit) wendet zur Auskehr (zum Vergehen). Im anderen Falle würde die Lesung sein: Is uende kereuz uechsala: Die Dauer, die Festigkeit wendet zum Kehraus im Wechsel. Beide Lesarten würden somit den gleichen Sachsinn ergeben und auf einen Mann hinweisen, der sein Urteil über das Zeitwerden in so ergebungsvoller Weise für Wissende zum Ausdruck bringen wollte. Das alles natürlich unter der Voraussetzung, daß es sich nicht um unwissende Nachahmung handelt.

Das Kalanderzeichen! Es findet sich außerordentlich häufig und beherrscht oft das ganze Gebäude, den Balkon eingerechnet; es gibt zuweilen einem ganzen alten Stadtkern sein Gepräge. In solchen

Fällen ist jedoch keineswegs ohne weiteres anzunehmen, daß seine Anwendung ohne Verständnis erfolgt wäre. Es ist vielmehr bekannt, daß in mancher alten Stadt die vornehmsten und ältesten Patriziergeschlechter inmitten der Stadt nahe beisammen wohnten. Ein bemerkenswertes Beispiel dazu bietet in Straßburg i. E. ein Ausschnitt der Pflanzbadgasse mit dem Kammerzellischen Haus.



Am Kammerzellischen Haus, Straßburg i. E., Pflanzbadgasse.

Bei manchen Häusern dieser Gruppe zeigen mehrere Stockwerke die Gebälkanordnung: Is-Rune und Andreaskreuz im Wechsel. Die Lesung ist schon zur letzten Zeichnung gegeben worden; sie scheint eine ziemlich allgemeine Kalanderlosung gewesen zu sein.

Die Mehrzahl der alten Patriziergeschlechter unserer mittelalterlichen Städte hielten, wie die Bewohner des offenen Landes, lange fest an Recht, Sitte und Brauchtum aus alter Zeit; sie hatten armanischen Geist in sich und beteiligten sich stark an dem Kalandswollen, welches das alte Heilswissen, das alte Recht insgeheim zu retten suchte nach

dem Kommen des Christentums und des römischen Rechts. Das erweist in erster Linie der Meistergesang (und die Tatsache, daß die römische Kirche diesen nicht dulden wollte); in zweiter Linie aber beweisen es die zahlreichen Kalandshäuser und Kalandsgassen, die wir heute noch in deutschen Städten vorfinden, wenn sie auch da oder dort heute nicht mehr unter diesen Bezeichnungen bekannt sind.

Das zweite Haus von rechts auf dem vorstehenden Bilde ist übrigens auf die Yr-Rune ᛦ gestellt, im Wechsel mit der Is-Rune; ebenso ist es bei dem in der Straßenflucht am weitesten entfernt stehenden Hause der Fall. Es zeigen sich da also Verwandtschaften, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die Geschlechter, welche diese Häuser erbauten, sippenmäßig verwandt gewesen sind. An Einzelfällen wird sich das vielleicht heute noch nachprüfen lassen, und Gewißheit über diese Frage auch nur in Einzelfällen würde für die mittelalterliche Familien- und Hausgeschichte wie für die Bewertung des Riegelfachbaues selber von erheblichem Werte sein.

Es könnte ja die Meinung auftauchen: gerade, weil ein bestimmter konstruktiver Gedanke (z. B.) der Wechsel zwischen Is-Rune und Andreaskreuz) immer wiederkehrt und ein ganzes Haus beherrscht, könne man nicht einen besonderen Ausdruckswillen annehmen, sondern müsse glauben, daß nur Schmuckabsichten vorgewaltet hätten. Eine solche Auffassung würde ja, von heutigen Gesichtspunkten aus gesehen, eine gewisse Geltung beanspruchen dürfen. Aber unsere heutige Denkweise ist eben in wichtigen Dingen ganz verschieden von der des Mittelalters. Zunächst: ein einmaliges Zeichen würde auffällig gewesen sein, hätte man das übrige Gebälk technisch einfach gelassen. Und hätte man das übrige Gebälk reich, aber anders gestaltet, so wären die gewollten Zeichen darin auch für Wissende leicht untergegangen. Der Wiederholung eines Gedankens aber schrieb man zu alledem eine magische Wirkung zu; denn man hatte die Erfahrung, daß im Menschen eine Absicht, ein Gedanke um so größere Wunschkraft schafft, je stärker sich der Mensch an ihn hingibt. Je mehr ihn der Gedanke füllt, desto mehr wächst sein Wille über alle Hindernisse hinweg; Hemmungsvorstellungen werden beiseite geschoben, und die ganze freie Kraft des Menschen strebt zum erfaßten Ziel. Gedanken aber sind kein Nichts; sie sind wirkende Kräfte — ganz besonders Gedanken, die frei von Hemmungen sich entfalten. Daher das erfolgreiche Wünschen und das „Verwünschen" im deutschen Märchen: weil man die magische Kraft

des Gedankens wohl kannte. Es wäre ein erheblicher Irrtum, wenn der Leser z. B. angenommen hätte, nur um einen symbolischen Ausdruck zu haben, sei das Gebälk just so oder anders geschaffen worden. Nein: der Gedanke gewann nach dem Glauben der Zeit (dem wir seit dem Studium der suggestiven Kräfte des Menschen wissenschaftlich wieder näher und näher kommen) im Ausdruck Körperhaftigkeit und stand nun als ein objektiviertes eigenes Wesen da, als gebannte, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Kraft.

Vielleicht würde der Leser unserer Tage noch so weit mitgehen, daß er meint: in der Betrachtung der Formen wurde der darin ausgedrückte Wille des Menschen durch die Erinnerung immer wieder rege und so zielständig gemacht und gestärkt. Aber auch das war nicht der Gedanke des deutschen Mittelalters. Geformte Gedanken waren unseren Vorfahren wirklich zu eigenen Kraftwesen geworden, zu Geistern. Darin beruht die Wirksamkeit des Amuletts, daß es selbsttätig Schutz gewährt, nicht erst als Erinnerungsmahner in Rückbeziehung auf den Menschen. Ob der Mensch wacht oder schläft: die Geister sind um ihn, und zwar immer die, auf die er sein Wesen eingestellt hat. Diese Geister sitzen im Gebälk und üben Einfluß auf die Geschicke des Hauses und des Hausgeschlechts. Sie halten Unheil ferne, sie ziehen begehrtes Glück an. Sie wecken den Menschen aus dem Schlafe bei Brandgefahr. Ein mit bösem Zauberwillen eingefügter Balken kann ein Haus zum Unglückshause machen, kann die Fruchtbarkeit des Geschlechtes hindern, kann den ehelichen Frieden untergraben, kann bewirken, daß die Söhne Galgenstricke werden. Und das Unheil ist erst beseitigt, wenn man weiß, wo es herkommt und den Balken entfernt oder den darin ruhenden Unheilsbann bricht.

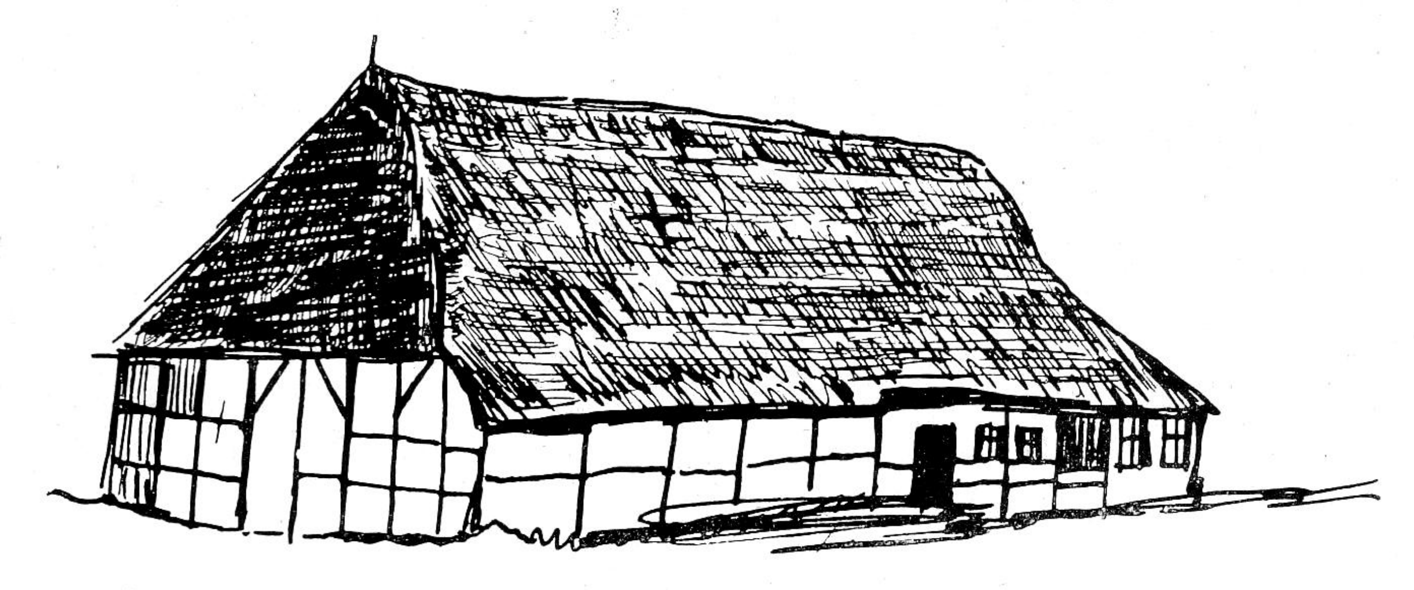
Die guten Geister des Hauses aber treten auch als Heinzelmännchen an, beflügeln die Arbeit, geben zu allem Vornehmen Gedeihen, walten vorsehend über den Bewohnern und wenden alles zum Segen.

Diese Auffassungsweisen sind nicht so billig als „abergläubisch“ abzutun, wie ein materialistisches Zeitalter in seinem Hochmute sich das eingebildet hat; denn an der einfachen Aburteilung ist die Oberflächlichkeit stark beteiligt, die da meint, es sei eine Selbstverständlichkeit, daß die Geistigkeit unserer Zeit ungeheuer viel höher stehe als die vergangener Zeiten und dazu besonders des „finsteren Mittelalters“. In gewissem Sinne freilich waren jene Anschauungsweisen „abergläubisch“; denn der Aberglaube ist ja nichts anderes als ver-

stümmelte und vielfach mißverstandene Überlieferung aus der Wihinei, dem Glaubenstum unserer germanischen Vorväter. —

Diese Darlegungen mögen wohl zureichend erscheinen, um es zu begründen, daß die Alten nicht selten den symbolischen Leitgedanken eines Bauwerks soweit durchgeführt haben, als er sich durchführen ließ. Für uns Spätlinge aber, die sich an ästhetisierende Betrachtungsweisen gewöhnt haben, ergibt sich daraus ein einheitliches Formenbild, so daß wir, auch ohne von den Gedanken der Alten in der Sache eine Ahnung zu haben, den Eindruck erlangten: die Fachwerkbauten aus den letzten Jahrhunderten des Mittelalters und von der Schwelle der neuen Zeit sind schön.

Im Kreise Winsen stand bis vor kurzem ein altes Bauernhaus, das allerdings doch nur aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammte, aber das älteste des Kreises war und jetzt abgebrochen wurde. Fast schüchtern tritt hier das Bestreben zutage, dem Gebälk Heilscharakter



Das älteste, jetzt abgebrochene Bauernhaus im Kreise Winsen, Niedersachsen.

zu verleihen. Aber echtes deutsches Bauerndenken offenbart sich darin. In Betracht kommt nur die Giebelseite mit drei zum Teil gegeneinanderstehenden Ka-Runen. Weiter ist nichts da. „Dein Blut, dein höchstes Gut,“ ist das Weistum der Rune. Liest man aus dem Gebälk nicht sozusagen den Anfang des („Merseburger“) Zauberspruchs: „bluot ze bluote?“ Tuo kaun ans kaun, wäre die Sache zu lesen: zwei Geblüte vereinigen sich zu einem Blut, zwei Sippen zu einer Nachkommenschaft. Wie soll man auf den Gedanken kommen, die Sache sei zufällig? Sollte nicht das hier Gesagte ausgedrückt werden, so hätte man die Seitenbalken entweder ganz fortgelassen oder auf Symmetrie Bedacht genommen.

Verhältnismäßig einfach ist auch das Alte Herrenhaus Derer von Münchhausen zu Moringen in Südhannover.

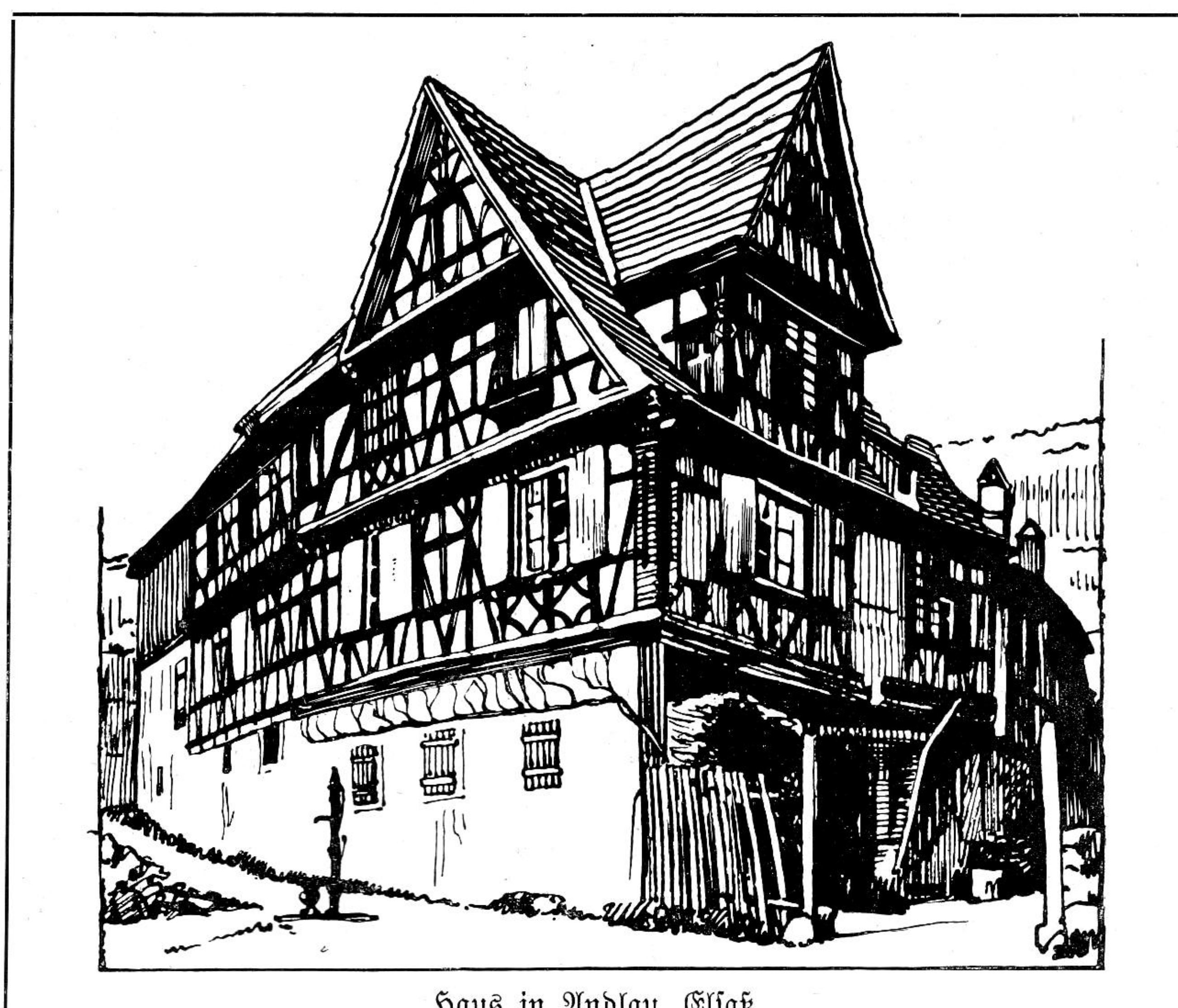


Altes Herrenhaus des Geschlechts von Münchhausen zu Moringen in Hannover.

Es steht völlig oder nahezu völlig auf der Yr-Rune, wozu sich bar und balk endfüllend gesellen. Nur rechts und links der Haustüre stehen ein paar andere Dinge, nämlich links die ar-Rune ᛅ (als Sinnbild der Asenabstammung) und rechts die hoch ausgezogene sigi-Rune N, welche die Mitteilung der Linken dahin ergänzt, daß sie die Asenabkunft auf Wuotans Stamm eingrenzt. Bei einem Abkömmling des Donargeschlechtes würde an Stelle der sigi-Rune die thôrr-Rune stehen. Also auch derartige Familienüberlieferungen haben im Hausbau ihren Ausdruck gefunden, und ich zweifle gar nicht, daß noch immer manches Gegenstück zu diesem Hause aufzufinden sein wird, wenn erst weitere Kreise nach diesen Richtungen sehen lernen.

Die Yr-Rune tritt noch bestimmender und in noch merkwürdiger verhehlter Form bei dem nachstehend abgebildeten altelsässischen Hause auf:

Der oberflächliche Beschauer kann den Eindruck erhalten, als rede dies Haus vom Kreuz und immer wieder vom Kreuz, und zwar in der christlichen Ausprägung. Denn die weißen Leerräume der Wand heben diese Figur so hervor, als wäre sie beabsichtigt. Es ist auch kein Zweifel, daß der Dachabschuß hier nicht nur das Kreuz, sondern



Haus in Andlau, Elsaß.

auch die daraufhängende Christusfigur erkennen läßt, die wohl schwerlich später angefügt worden sein dürfte. Und darunter (noch unter dem obersten einsamen Giebelfenster) haben wir einen Halbkreis mit der Wölbung nach unten. Es ist das der halbe Kreis Rührmichnichtan, der halbe Kreis der Göttlichkeit. Man muß wohl annehmen, daß diese Formung besagen will: der Erlöser da oben ist die andere Hälfte des Kreises. Das wäre also ein entschiedenes Bekenntnis zur Göttlichkeit Christi in den Ausdrucksformen der arischen Symbolik. Zur Seite des obersten Giebelteiles stehen die beiden Formen des Dorns (thôrr-Rune), den Lebensdorn und den Todesdorn symbolisierend, so daß wir geruhig weiterlesen können: „Durch deinen Tod hast du uns das Leben gesichert", oder „Du hast den Dorn des Todes überwunden und zum Dorn des Lebens gemacht". Wie man dies Gebälk auffasse: ein entschieden christliches Bekenntnis. Bar und balk stehen unten zur Seite des Halbkreises; also fehlt auch der Ausblick nicht: „Zu dir will ich aufschauen, ob das Leben sich mir aufwärts lebt oder abwärts neigt".

Nun aber zum zweiten Stockwerke. Da steht einmal klar und immer wiederkehrend die Yr=Rune, der oben eine kleine Ma=Rune aufgesetzt ist. In solcher Ausformung darf man sie wohl als ein Sinnbild des Weltbaums (oder arischen Volksbaumes) Yggdrasil auffassen; denn Yr unten zeigt an, daß „niemand weiß“ von dem Baume, „wo er den Wurzeln entwachsen“ (Edda, Havamal), während Ma (Man) oben die Fortzeugung versinnbildet als Krone, und in der Krone (kereon) zugleich die ewige Wiederkehr, die Wiedergeburt im Rahmen der Fortpflanzung. Diese Ausgestaltung des Runenzeichens birgt also eine sehr hohe Gedankenverbindung, die in einem Falle, in dem nicht Nachahmung vorliegt, auf einen Armanen der oberen Erkenntnisgrade schließen läßt.

Wo nach links die Giebelabdachung fällt, ist ein Doppelladen, und unter diesem sind 2 Kalandskreuze sichtbar. Also: der Erbauer mußte ein Kalander sein. Offenbar einer, der sich dem Christentum innerlich stärker zugewendet hat als andere. Bar-balk steht wieder da. Also will der Mann auch den Kalandszielen treu sein, wie sich sein Schicksal immer gestaltet.

Wieder eine Stufe tiefer: wir haben die Yr-Ma=Rune. Aber rechts unter dem Fenster stehen zwei Rauten: tuo ruotha: tue Recht zeugen! Der Mann war Schöffe. Ob noch in der alten Fem? Oder ob schon unter dem Römerrechte? Sicherlich unter dem letzteren; aber er war kein römisch geschulter, beamteter Richter, sondern ein Schöffe, dessen ganzes Rechtswissen aus der alten Rita stammt. Denn sonst würde er nicht dieses Symbol gekannt haben. Oder ists doch anders? Wenn wir weiter nach links blicken in der untersten Figurenreihe, in der die Rauten stehen, so ergeben jeweils 2 Seitenbalken der Yr=Rune ein V. Das ist aber ein Zeichen der hl. Feme. Auffällig ist es auf diese Weise gar nicht; denn es steckt in den anderen Symbolen und wird kaum von Nichteingeweihten als selbständiges Zeichen aufgefaßt. Aber es soll wohl doch ein solches sein. Man sehe nur auf die rechte Seite des Hauses, da steht das V in der gleichen Linie, ohne daß es aus einer anderen Figur erwüchse! Das entscheidet. Und da kann dieser Rechtsmann auch gar wohl ein Stuhler gewesen sein.

Endlich sehen wir noch zu äußerst links die not=Rune in liegender (Zweckmäßigkeits=) Stellung und ebenso rechts neben den Rauten die Eh=Rune ⺅⺅. Dies Bild ist gar nicht nebensächlich; die Runen können, ohne ganz anderes zu besagen, auch nicht etwa umgekehrt

stehen. Denn „link(s)“ ist hlenk, die Lenkung; „recht(s)“ ist das Recht, das Richtige. Also „hlenk noth, recht eh'“. Die Lenkung (des Lebens) gibt der Zwang des Schicksals; das Recht des Lebens aber (den Ausgleich) gibt die Ehe (und ihre Segnungen). Ebenso ist kein Zufall, daß die beiden Kalanderkreuze links, die beiden Rauten aber rechts sind. Lenken läßt sich der Mann von seinem Kalandswillen; aber er rechtet richtig nach der alten Rita und schließt da nicht die Kompromisse zwischen siegreichem Neuen und unterlegenem Alten, wie sie sonst die Kalandertätigkeit erforderlich macht.

Wir sehen, dieses Haus ist außerordentlich gedankenreich im Gebälk, und bei einer gewissen ornamentalen Führung im Ganzen ist doch keineswegs die Symmetrie in die Einzelheit gewahrt. Da kommt die Ausdrucksabsicht zur Geltung als das Beherrschende.

Kalandskreuz und Raute kennzeichnen auch das Haus zu Buchsweiler im Elsaß, das die nächste Abbildung links im Vordergrunde zeigt. Das Kalandskreuz hat unter- und oberhalb bar und balk, ebenso stehen diese beiden Linien über den beiden Rauten. Was aus den oberen Stockwerken sieht, ist wohl nicht ganz deutlich; denn die umgekehrte Vier links der Mitte im ersten Stock würde sonst in diesem Zusammenhange schwer verständlich sein;



ebenso die sigi-Rune ᛋ auf der rechten Seite. Aus den Balkonlücken des Oberstockes sieht man die ka-Rune und die is-Rune hervorleuchten. Die starken Balkonstützen ↑ ergeben die Tyr-Rune; zu unterst rechts steht das in diesem Buche bislang noch unerwähnte # „Hexenkreuz", das auch als sogenannte Hausmarke vorzufinden ist. Auch dieses Gebäude birgt also viel Symbolik, die Beachtung verdient.

Einige elsässische Dorfscheunen und -häuser, die wir im Bilde folgen lassen wollen, sind verhältnismäßig einfach im Gebälk, kennzeichnen sich aber alle durch die Anwendung der Raute, die auch besonders gern als das kopfstehende leere Viereck im hölzernen Kreise erscheint. Dazu sei erwähnt, daß die Raute auch zu einer Art Buchstabenrune geworden ist und als solche ◇ ing sagt; ing bedeutete aber im Sprachgute des alten Germanentums „immerwährend", „dauernd"; so z. B. hieß der Bauernstand, der im Lande verblieb (und dessen Bezeichnung Tacitus als „Ingävonen" mißverstand) das

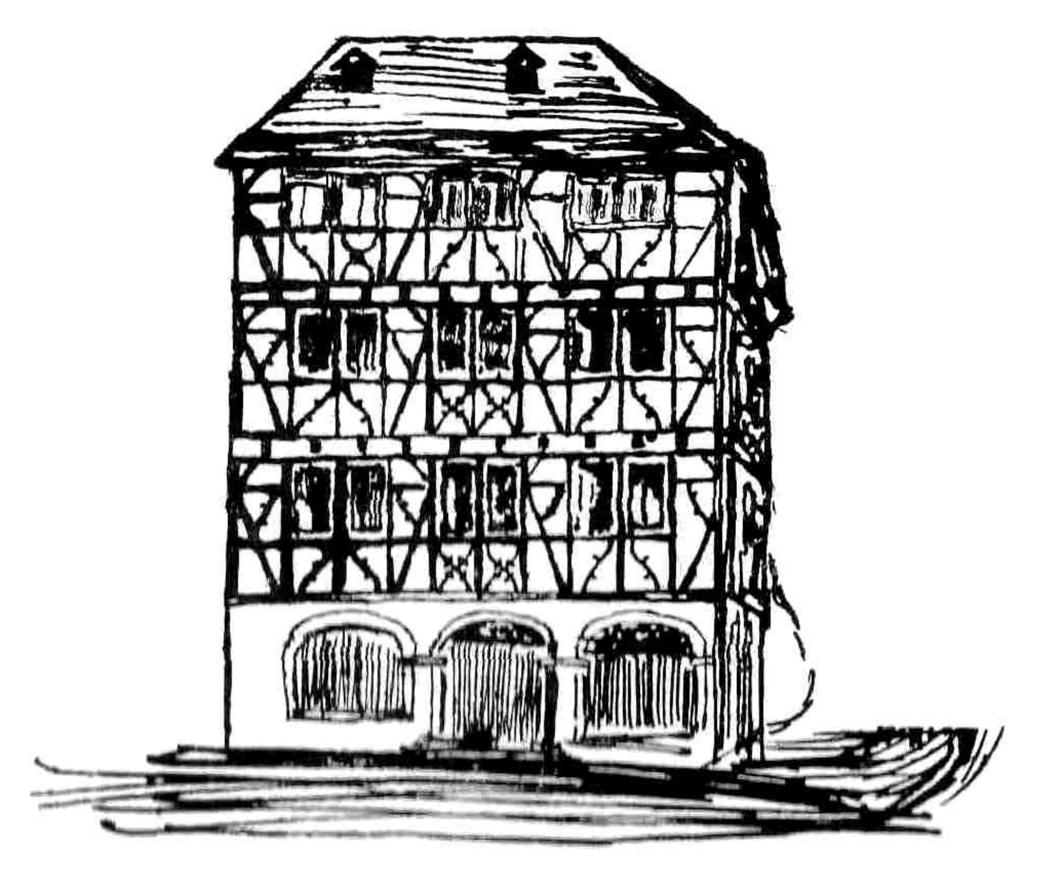


Elsässische Gebäudegruppe.

Ingfoonentum (die bleibenden Väter des Nachwuchses), und „Fasching" bedeutet ebenfalls „dauernde Zeugung". Die Raute kann unter Umständen auch als ein Symbol des Dauerwillens aufzufassen sein, was möglicherweise bei vorstehender Gebäudegruppe der Fall ist, da an diesen Bauwerken außer den Rauten nichts auf die Feme hinweist. Es kann sich auch um das einfachste Kennzeichen eines bestimmten Geschlechts handeln. Vorläufig und lediglich auf Grund der Gebälkformung ist darüber Sicheres nicht zu sagen. Was sonst alles in vorstehenden Hausgiebeln zum Ausdruck gebracht ist, wird der Leser nun ohne weiteres zu überblicken vermögen. Mutmaßlich hat der Baumeister die Yr-Rune nicht gekannt, und er hat so ihr Bild zur Unkenntlichkeit verzerrt. — Die Balkenformen, die nunmehr mehrere nebeneinanderstehende Rauten (links über dem Hoftore) ergeben, zeigen den Hagal ᛡ, das Sinnbild der Häuslichkeit, des Familienheims, der Hege.

Das in dem Bilde auf Seite 52 gezeigte Gebäude bringt wieder einmal die Gibor-Rune als Fyrbock, und zwar nur einmal unter dem linken Giebelfenster des ersten Stocks. Rechts stehen verschiedene anscheinend späte, nicht recht entzifferbare Runenzeichen; um Verlässiges sagen zu können, müßte man das Haus platt von der Straßenfront her haben. Das Gebälk ist sonst ziemlich belebt, doch tritt nichts auf, was nicht hier schon seine Erläuterung gefunden hätte.

Stark schmuckhaft, jedoch mit bereits aufgezeigten Mitteln, wirkt das hierneben abgebildete Mainzer Gebäude, das am Fischturm steht, und dessen Abbildung hier ohne weitere Erklärung geboten sein soll.

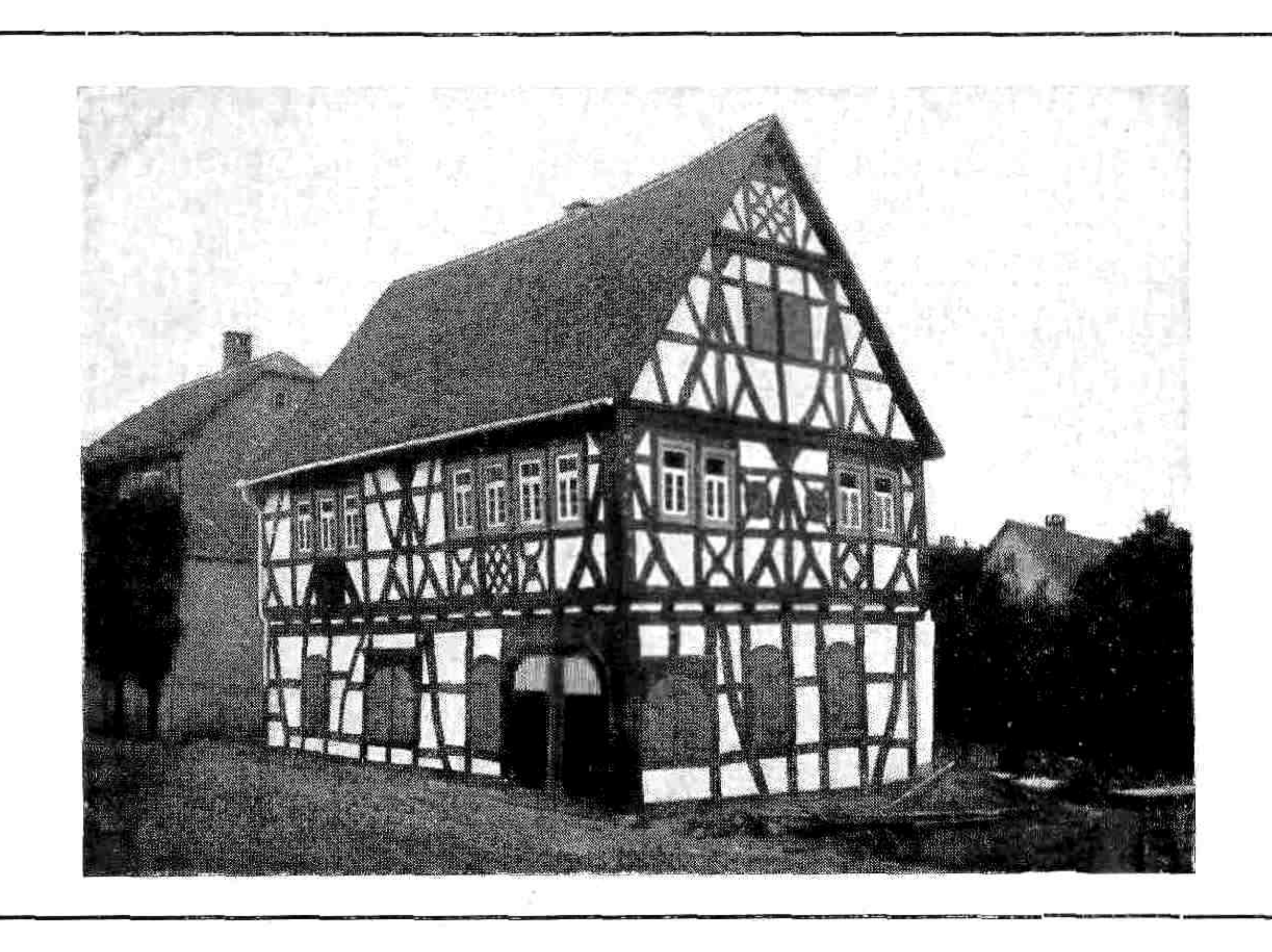




Weitere Abbildungen, die nichts Neues enthalten, verweisen wir in den Anhang dieses Buches, und hier soll nur noch auf einige besondere Formungen eingegangen werden. Da sei nachstehend der Oberteil vom Giebel eines Hauses aufgezeigt, bei welchem das Dachabschlußgebälk eine Odil-Rune mit dem links angehefteten „anderen" Kreuze (Andreaskreuz) zeigt. othil-hlenk ander kereuz: „Geistesgut — die Lenkung bringt ein anderes Hervorkommen". Diese Gebälkfügung scheint also auf einen neuen Quell der Lebensführung hinzuweisen, und man kann darunter schwerlich anderes verstehen als die Durchsetzung des römischen Rechts. Unter der Lenkung (das „andere" Kreuz ist „links" angebracht) meinte der Erbauer des Hauses jedenfalls die Weltlenkung. Unter dem Dachschlusse stehen: noth-eh', bar-balk. Und nochmals darunter findet sich ein beherrschendes Zeichen: ⟡. Es ist die Raute mit quergelegtem Andreaskreuz. Der Erbauer des Hauses will damit wahrscheinlich sagen, daß er ein Rechtsschöppe ist; aber es



ist offenbar zu seiner Zeit nicht mehr das alte Germanenrecht maßgebend, sondern das römische, und es ist nun ein Kalandswirken im Recht erforderlich. Damit diese Meinung des Mannes bestimmt nicht mißverstanden werden kann, offenbart er sich rechts noch durch das V mit aller Deutlichkeit als Richter der hl. Vehme (Feme). Jenes sehr schmuckhaft wirkende Zeichen aber (Raute mit Andreaskreuz) ist dann viel verwendet worden, auch an Bauten, an denen es kaum sachlich begründet war, und selbst als Motiv für Balkongeländer. Beim Rathause zu Ostheim (Rhön) tritt es als Dachschluß auf;



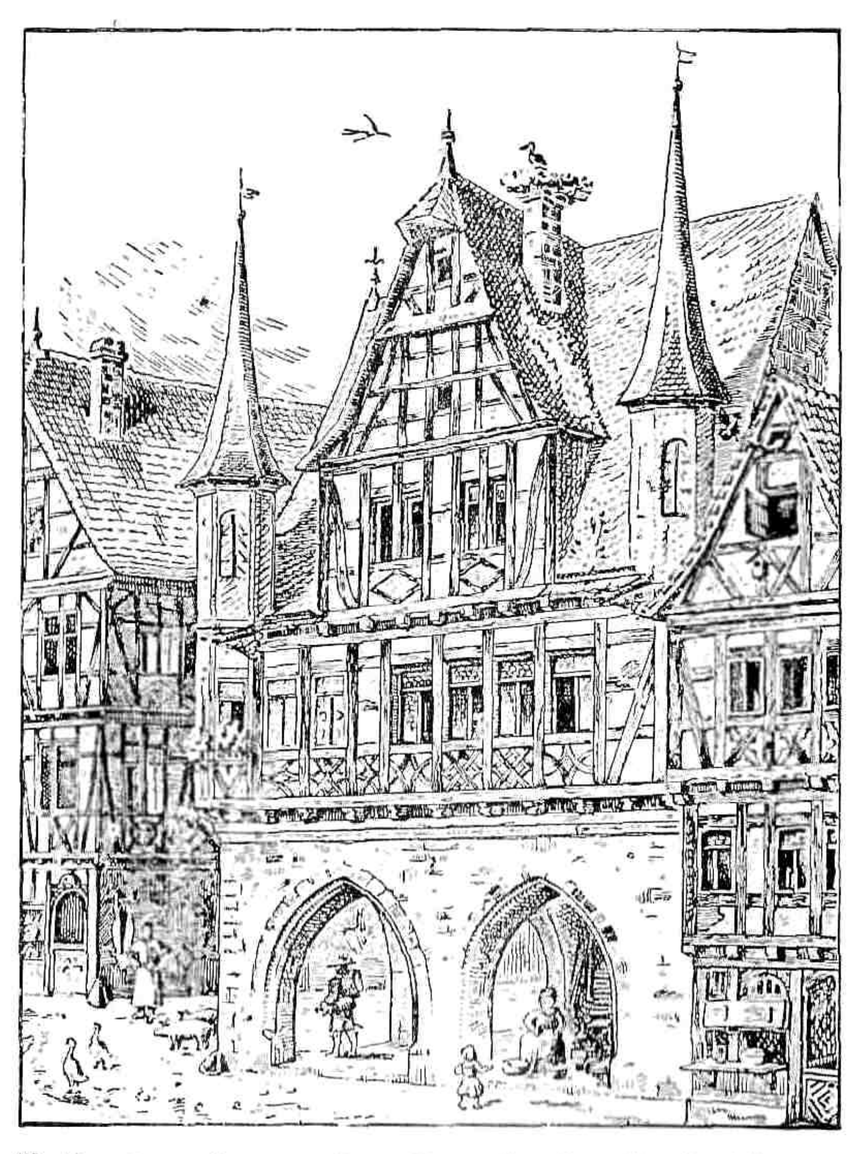
dies Gebäude ist überhaupt nach seiner ganzen Gebälkanordnung einer der prächtigsten Beweise für die Richtigkeit der Lehre, daß eben die Gebälkfügung der alten Fachwerkhäuser symbolischem Ausdrucks-willen entspringt. Bei diesem Giebel steht am ersten Stock z. B. links die Gibor-Rune als Fyrbock, rechts aber die Raute, während sonst die Symmetrie durchgehalten ist. Von einer technischen oder ästhetischen Begründung dieser Verschiedenheit kann hier sicherlich keine Rede sein. Das Haus ist kürzlich in seiner äußeren Aufmachung erneuert worden; dabei hat man aber das Gebälk natürlich angestrichen wie man es fand.

Die Raute mit Andreaskreuz erscheint auch am Rathause zu Hanau, das wir zunächst nach einer alten Handzeichnung wiedergeben, da es 1868 vollständig verändert worden ist.

Wir möchten jedoch besonders auf die alte Form verweisen, deren Gebälk sehr gesprächig gewesen ist. Oben steht zweimal die gedrückte Raute, und zwar nicht in Weckenform, sondern breit gedrückt. Die Rechtszeugung ist also gedrückt, verkümmert. Und weiter unten sitzt ein Femzeichen am andern; zunächst das V, dann eine Verschlingung ᛟ, ferner ※, ✧. Die beiden Formen die wir bisher noch nicht angetroffen haben, stellen einfach eine Verdoppelung des V dar, damit

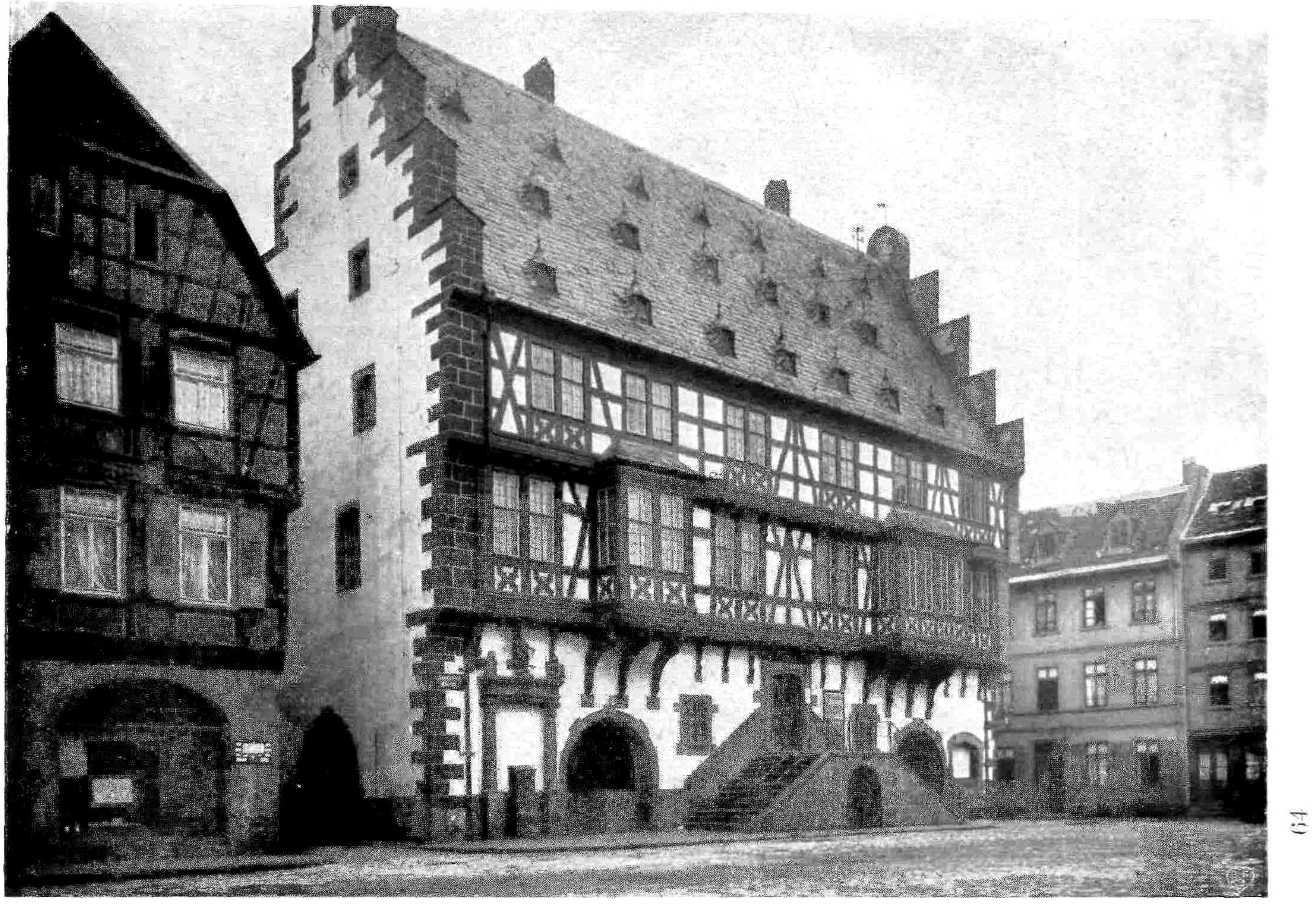
dieses nicht so auffällig wirken sollte. Im Rathause zu Hanau (Spilhaus hieß es in alter Zeit) muß also einst ein Femane seinen Sitz gehabt haben; vielleicht ist auch dort lange verhehlt nach dem alten Rechte regiert worden, wie es in Reichsstädten mehrfach der Fall war.

Es findet sich in manchen Gebäuden auch noch ein Gebälksymbol, das an eine bekannte Form anknüpft: die Raute wird von je 2 Querbalken gekreuzt. Darin dürfte ursprünglich ein Gradabzeichen der Feme zu erblicken gewesen sein. Der Leser wird es in mancher kommenden Abbildung von selbst entdecken, auch im Bilderanhang.



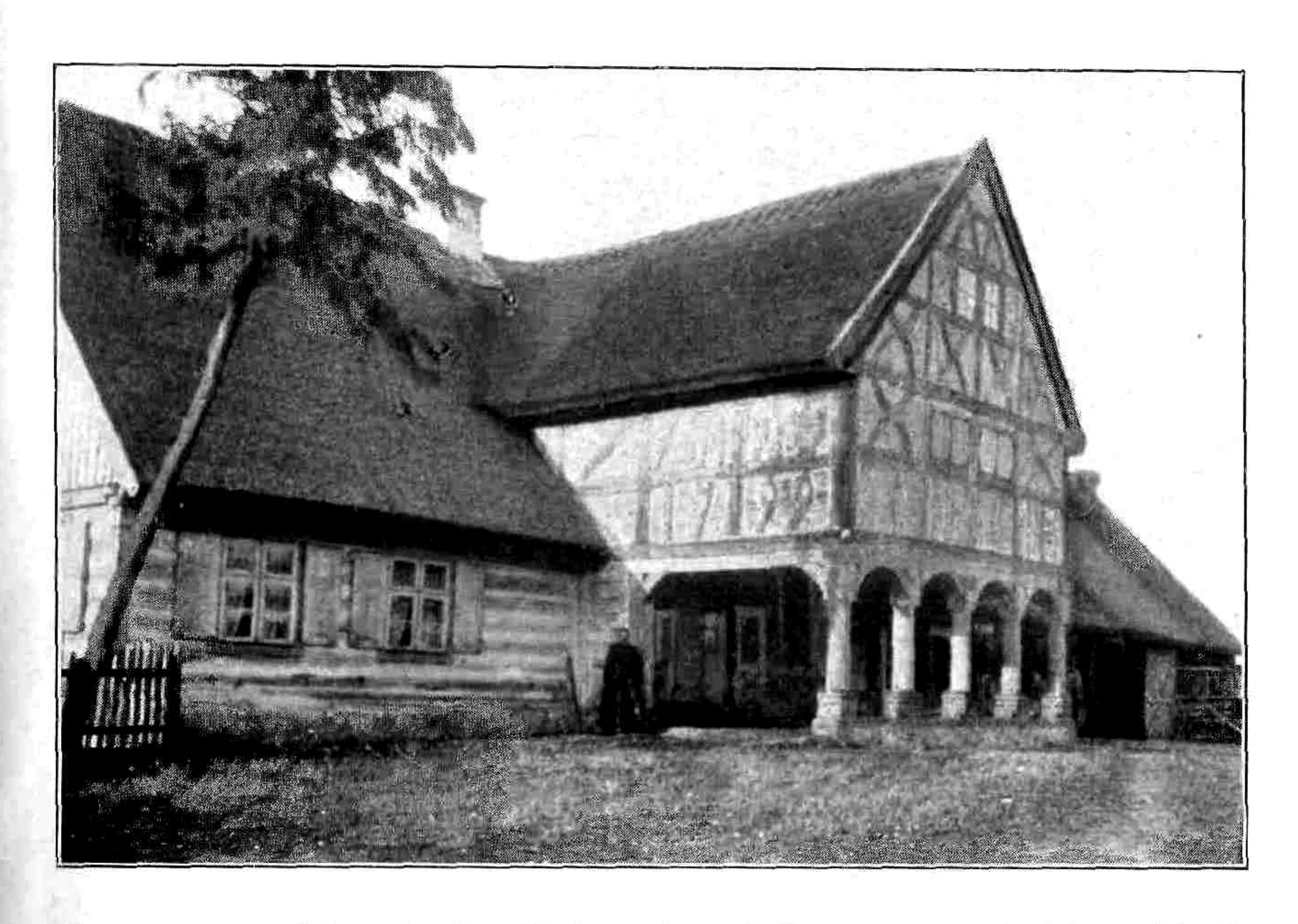
Rathaus zu Hanau ehemals nach alter Handzeichnung. „Althessen, Rathäuser", Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Heute sieht es wie folgt aus:



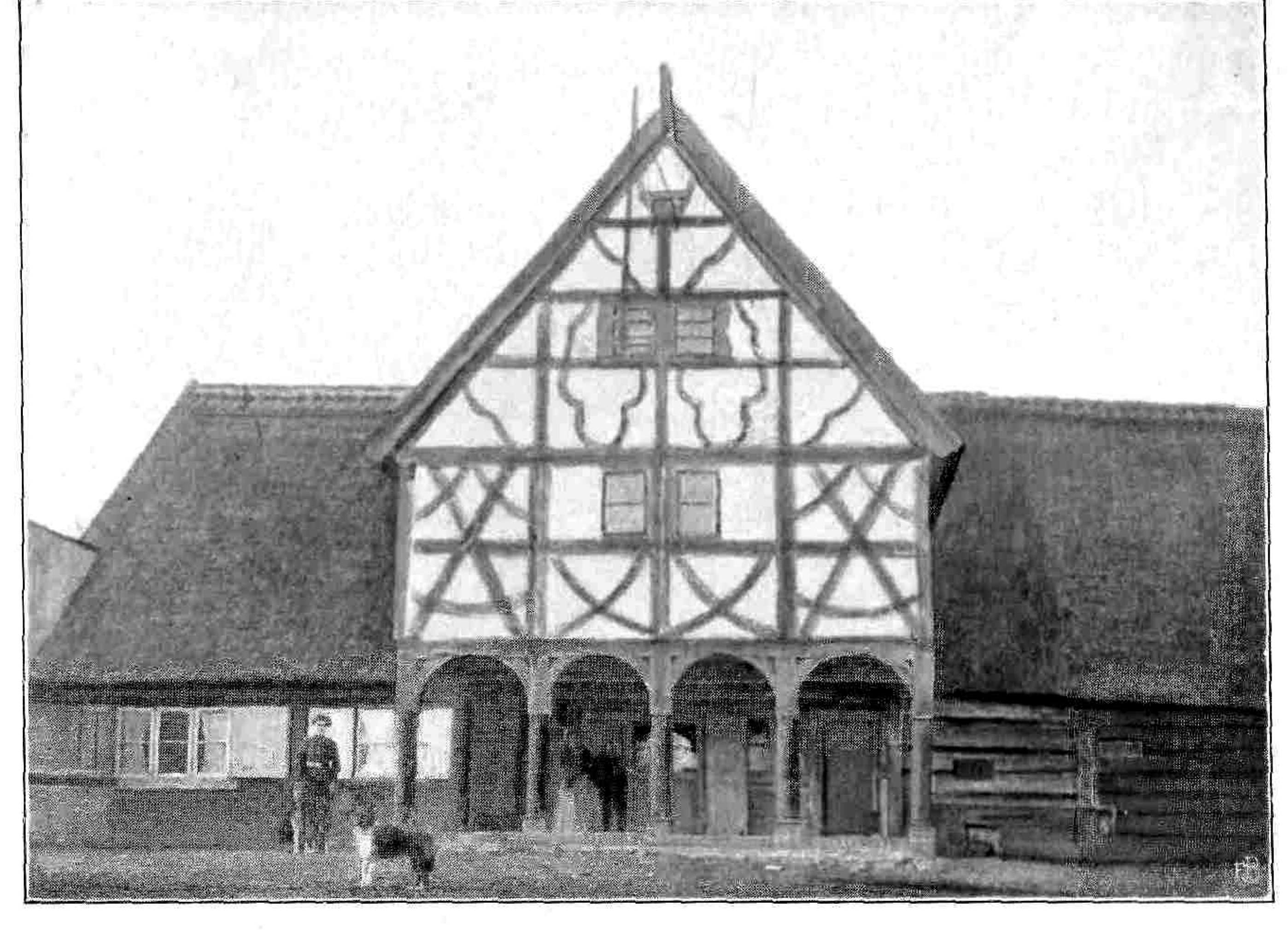
Das Rathaus zu Hanau heute. Nach „Althessen, Rathäuser“, Elwert, Marburg.

Mit wenig Ausnahmen hatten wir bislang Gebilde aus dem Westen Deutschlands. Aber auch der Osten ist längs der Ostseeküste reich an Runenhäusern. Dort macht aber die Symbolik vielfach einen ganz anderen Eindruck. Wir bieten nachstehend zwei Bauernhäuser aus Ellerswalde (Marienwerderer Niederung) im Bilde nach Photographien des Herrn Oberlehrers E. Wernicke in Marienwerder:



Laubenhaus aus Ellerwalde, Bez. Marienwerder. Besitzer Porgan. Nach der Zeitschrift des histor. Vereins für den Bezirk Marienwerder, Photogr. von Oberlehrer Wernicke.

Das erstere der beiden Häuser zeigt vor allem sechsmal die Gibor-Rune als Fyrbock (gib-geben, or-Nachkommen; sechs-sex-Sexualität!): es ist eine Bitte um Segen für das Blühen des Geschlechtes. Zu oberst sitzt das V als Zirkel, und das Haus selbst ruht auf fünf (fom) Säulen. Da es 1799 (wie angeschrieben steht) erst entstanden ist, hat man hier einen interessanten Beleg dafür, wie lange sich die Symbolik vererbte, die an diesem Hause zu dieser Erbauungszeit natürlich kaum mehr vom Erbauer oder von einem Baumeister inhaltlich verstanden war.



Nehrings Laubenhaus in Ellerwalde. Zeitschrift des histor. Vereins für den Bezirk Marienwerder. Photogr. von Oberlehrer E. Wernicke.

Bei Nehrings Haus bildet der Tychsal den Dachabschluß; darunter: bar-balk und ein paar Figuren, die entweder die ausgebreitete Hand- oder Wappenschilder bedeuten dürften — im Zusammenhang mit den übrigen Gebälkformen entscheidet sich wohl auch der Leser für den Schild. Besonders interessant sind hier die beiden gekreuzten Femschwerter ⚔, die wohl im deutschen Süden und Westen als Gebälksymbol nicht vorzufinden sind, aber doch dem Leser wohl vertraut sein werden vom Meißener Wappen her. Zwischen den beiden Figuren ist zweimal das „andere Kreuz", das sich eine Zurundung der Linien gefallen lassen mußte, und die fem-Säulen sind auch hier Träger des ganzen Vorbaues.

Häufiger, als es hier aufgezeigt werden konnte, treten die ka-Rune ᚴ, die ar-Rune ᛅ, die ᛡ hagal-Rune mitteilend auf, und der Leser findet im Bilderanhang noch einige Beispiele dazu, die sich von selbst erklären. Wir hätten jetzt noch zu zeigen, wie eine Entartung im Fachwerkbau platzgriff und die einzelnen klaren Zeichen sich zu unleserlichen Gebilden verschnörkelten.

5. Runengebälk und Stilformen.

Es ist klar, daß rein Geistiges nur verbleiben kann, wenn es sich dem Wechsel der Zeiten entzieht. Ich will keineswegs sagen, daß dies der Fall sein solle. Denn die Stagnation wäre dann unausbleiblich. Aber es ist ein Unterschied, ob der Geistinhalt der Ausdrucksabsicht freie Hand gibt oder nicht. Wie die Runen, an welche sich bestimmte physische und metaphysische Begriffe binden, eigentlich entstanden sind, das verliert sich im Dämmer der Vorzeit. Ob man das noch einmal aufhellen wird, steht dahin. Für einen bestimmten Kreis alter Geistigkeit bildeten sie jedenfalls von einer gewissen, nicht genau zu begrenzenden Zeit ab mehr oder weniger festgelegte Formen. Von ihnen konnte für den bildlichen Ausdruck bestimmter Gedanken um so weniger abgesehen werden, als sie eben geheiligt waren und so in gewissem Sinne die Dauer kultlicher Weiheformen hatten. So lange also das Armanenwissen im Baufache lebte (und in den Leuten, die größere Gebäude erstellen ließen), so lange konnten sich nicht die Gebälkformen im einzelnen ändern, sondern nur ihre Zusammenfügung: die Grundfiguren blieben, das Gesamtbild wechselte. Und das letztere war nicht in das Geschmacksbelieben gestellt, sondern die Zusammenfügung der Figuren war beherrscht von der Gedankenreihe, die ihren Ausdruck finden und unmittelbar lesbar sein sollte.

Es steht hier genau wie bei Sprache, Schrift oder Musik. Sobald die Entwickelung soweit geraten ist, daß jeder Ausdrucksabsicht ein bestimmtes Ausdrucksmittel entspricht, ist unter natürlichen Verhältnissen jene Stabilität erreicht, die nur noch etwas an Vermannigfaltigung, Pressung, Streckung, Dehnung zuläßt, aber keine belangreichere Neubildung mehr und ebensowenig eine Ausmerzung von Überkommenem.

Von da ab ergaben sich zwei verschiedene Möglichkeiten der weiteren Gestaltung. Nämlich: Erstens: die Elemente der Darstellung werden entheiligt, dann sind sie eben tägliches Leben und bedeuten nur mehr zufälliges Gebilde, an denen man nicht festhalten braucht. Zweitens: es kann sich ein Zwang ergeben, die Bedeutung solcher ohnehin nicht allen Volksschichten bekannten Dinge zu verbergen; dann geht im Laufe der Zeit das Bewußtsein dieser Bedeutung über-

haupt verloren, und an den Formen betätigt sich die leere Ästheten-phantasie auf Grund der Annahme, die Formen seien von jeher leer gewesen. Da wird natürlich grundlegende Änderung möglich; aber die neuen Formungen ermangeln des Wertes, den die alten hatten, weil sie eben nur mehr zum Auge sprechen, aber nicht mehr zum Geiste, und weil sich ein geistiges System in freier Praxis nicht herausbilden kann.

Aus dem in diesem Buche bereits gebotenen Stoffe zeigt sich recht deutlich, daß die Entwicklung bei uns den Weg gegangen ist, der oben als die zweite Möglichkeit bezeichnet wurde, und mit nicht gar vielen Ausnahmen stammen alle die Bauten, an deren Gebälkfügung wir uns hier halten müssen, aus einer Zeit, in welcher die wuotanistische Wihinei bereits dem Christentum Platz gemacht hatte, in der aber doch die alten Regeln der Zunft noch treulich weitergepflegt und die überlieferten Formen als heilig betrachtet wurden; das ganze Wissen, um das es sich hier handelt, ist in die hohe heilige heimliche Acht genommen und wird in den Bauhütten bewahrt. Aber wenngleich die Kirche und ihre Kräfte das hier wirksame Weistum nie gekannt oder begriffen haben, so spürte man auf dieser Seite doch instinktiv, daß die Bauhütte armanisch war, und man brachte sie allmählich durch Druck und Verfolgung wegen Ketzerei zum Verschwinden. Nur in England hielt sie sich, und von da kam sie dann auch im Beginn des 18. Jahrhunderts als „Freimaurerei" wieder herüber. Freilich brachte sie nur noch einen winzigen Rest des einstigen Wissensgutes mit, und sie hatte vergessen, daß sie eigentlich aus der arischen Rita, nicht aus dem Humanitätstreiben der Hutten- und Reuchlin-Zeit gewachsen war.

Jedenfalls muß man aus dem vorliegenden Material schließen, daß die alten Gebälkformen, die auf Runen und Glyphen zurückgehen, mindestens von einzelnen Bauherren noch bis ins 15. und vielleicht ins 16. Jahrhundert hinein verstanden worden sind, wie es ja auch inbezug auf andere Teilgebiete der alt-arischen Symbolik der Fall war.

Mittlerweile aber waren die Kultureinflüsse vom Süden und Westen her wirksam geworden; die Zeit lief über Renaissance und Rokoko zum Barock und schließlich über die „biedermeierische Tendenz" zur völligen Stillosigkeit des letzten Halbjahrhunderts. Da suchte man auch das Gebälk städtischer Fachwerkhäuser jeweils der Zeitrichtung anzupassen, was um so leichter zu machen ging, je mehr das Verständnis der Sache im Erlöschen war. Man hatte aber ja auch den

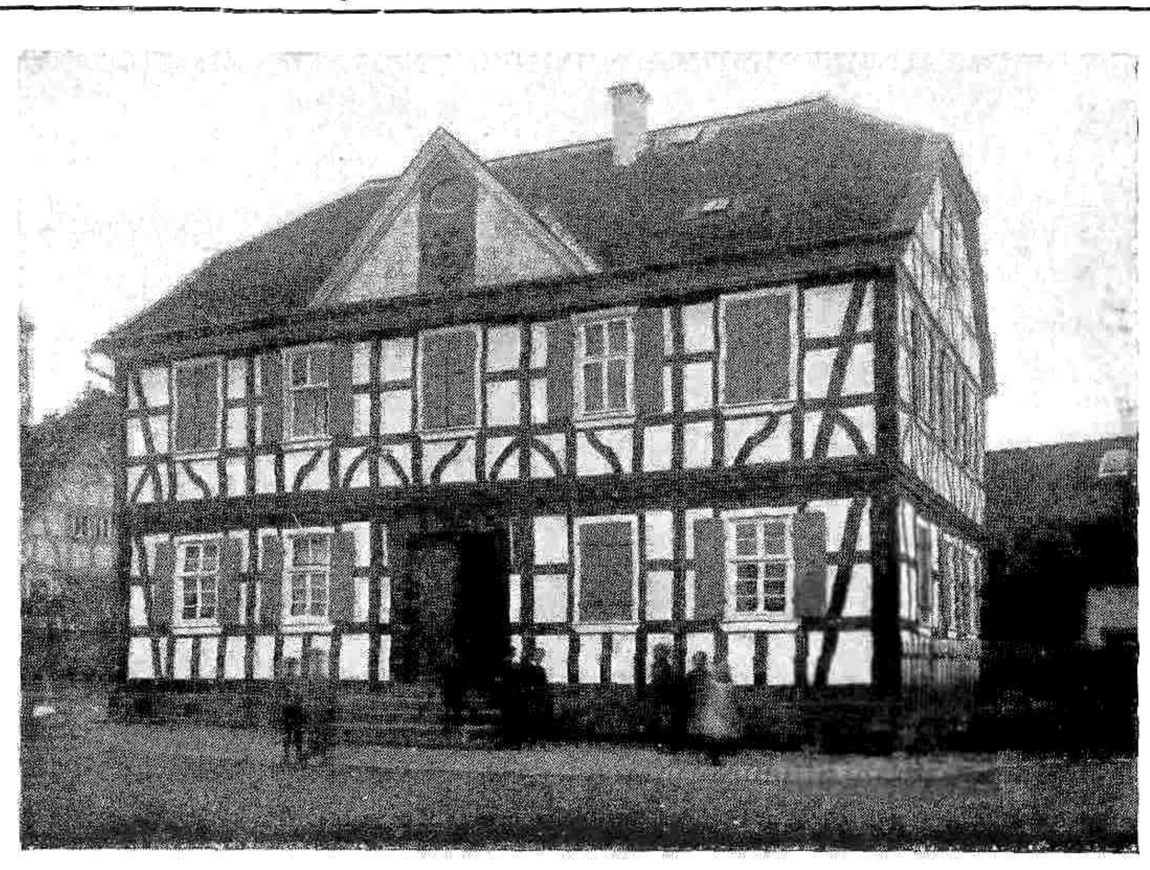
Anfang, gebogene Balken zu verwenden, schon im Dienste der Gibor-Rune gemacht; nachdem man um die Bedeutung dieses Zeichens nicht mehr wußte, mußte dasselbe als unorganisch im Bau erscheinen; es verstieß, wie manche andere frühere Gestaltung, gegen die nunmehr erstrangig auftretende Forderung, daß ein Formgedanke durchgehe, der sozusagen die (mechanisch-) künstlerische Keimzelle des Ganzen ist. Zurückkehren zu den einfachsten Strukturweisen wollte man nicht mehr, da ohnehin arabeske Fügungen in Gunst gekommen waren, und so bog man eben das Gebälk der alten Runenfiguren auch. Damit war ja noch immer keine Sünde wieder den Geist begangen, so lange die Formen erkennbar blieben. Aber allmählich blieb es eben auch dabei nicht mehr.

Zunächst werden die Seitenbalken der Man- und der Yr-Rune gebogen: ᛘ ᛘ ᛦ ᛦ ᛘ ᛦ ᛯ ᛯ ᛯ ᛯ

Dabei entwickeln sich verschlungene Formen, die sehr reizvolle Bilder ergeben, besonders wenn die Balken auch noch besonders verziert sind. Wir haben zu diesen Anfängen schon weiter vorne manche Bilder geboten, auf die hier verwiesen werden darf. Aber auch in mancher der noch folgenden Abbildungen tritt die gleiche Erscheinung zutage. So zunächst an dem Rathause zu Niederohmen (Hessen), das jetzt unter immerhin belangreichen Änderungen, wenn auch nach bisherigen Auffassungen gut stilgerecht, erneuert worden ist. Wir zeigen das Gebäude nach dieser Wiederherstellung:



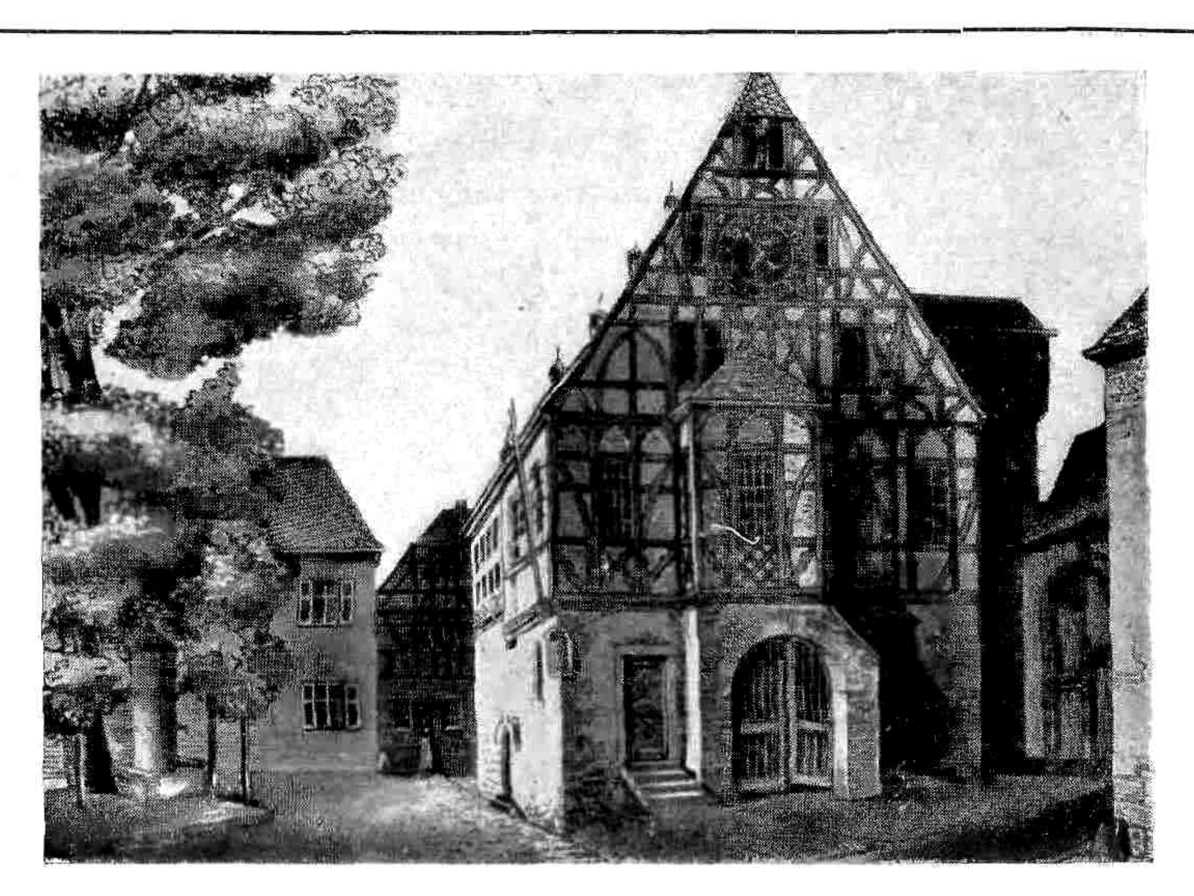
Das getreu wiederhergestellte Rathaus von Kaichen in Hessen hat ebenfalls die Yr-Rune, aber mit nach außen gewölbten Schenkeln; die bar- und balk-Linien erscheinen gebogen, und schließlich findet sich rechts und links zu äußerst ein Gebilde, das der thôrr-Rune entstammen dürfte, obwohl das dem Erbauer schwerlich bewußt gewesen sein mag. Diese beiden Figuren erscheinen *auch* in den Heroldsbildern *und* Geschlechterwappen, und zwar: „mit Gegenkeil geschrägt", links oder rechts. Einen brauchbaren Sinn ergibt das Balkengefüge dieses Gebäudes allerdings nicht wohl; man müßte denn etwa zu lesen versuchen: balk tuo yr tuo bar balk thôrr blenk rit: „Festig-



Rathaus zu Kaichen, Hessen.
(Althessen, Rathäuser. Marburg, Elwert.)

keit des Tuns auch im Irren, im Auf- und Ab der Zeiten, lenkt das Recht". Solche Weisheit würde ungefähr zusammenstimmen mit dem alten Heroldsspruch: „Wer fest auf dem Willen beharrt, bildet die Welt sich". Aber ich bin nicht irgendwie überzeugt, mit dieser Deutung wirklich ausgelegt und nicht etwa untergelegt zu haben. Es kommt darauf auch keineswegs an für den Leser, der den Zweck dieses Buches — das nur nach einer bestimmten Richtung hin sehend machen will — erfaßt hat und von ihm nicht mehr verlangt, als es leisten will. Übrigens könnte die linke Eckfigur mit dem Linkspickel auch als ar-Rune gedeutet werden.

Ungefähr erkennbar bleiben die Gebälkfiguren auch noch am alten Rathaus zu Geisenheim, obwohl man deutlich fühlt, daß höchstens noch einzelne Gebilde mit Verständnis angebracht sein können. Das Ganze würde jedem Versuche, es lesen zu wollen, widerstehen:



Altes Rathaus in Geisenheim.
(Althessen, Rathäuser. Marburg, Elwert.)

Zu oberst sitzt die Gibor=Rune als Fyrbock zwischen bar-balk; über dem Eingangstore des Vorbaues erscheint die Raute mit übergelegtem Andreaskreuz. Sonst zeigen sich im Gebälk noth- und eh-Rune neben vielen anderen dem Leser bereits bekannten Formen.

Recht deutlich wird die schmuckhafte Entartung des Balkengefüges an ein paar Häusern, die am Marktplatze zu Miltenberg (am Main) stehen und die auf Seite 64 abgebildet sind.

Doch treten auch hier noch einzelne Gebilde recht erkennbar hervor, so dürfte das klare V oben links an dem rechtsstehenden Hause schwerlich unbeabsichtigt sein — man hätte es sonst nicht so sorgfältig gehehlt für Nichtwissende durch umgelagerte Einzelteile dieses Zeichens, welche offenbar das V als organisch erscheinen lassen sollen durch die Vortäuschung von mißlungenen Versuchen einer ornamentalen Eingliederung. Des weiteren sehen wir das Doppel- V aus der ge-



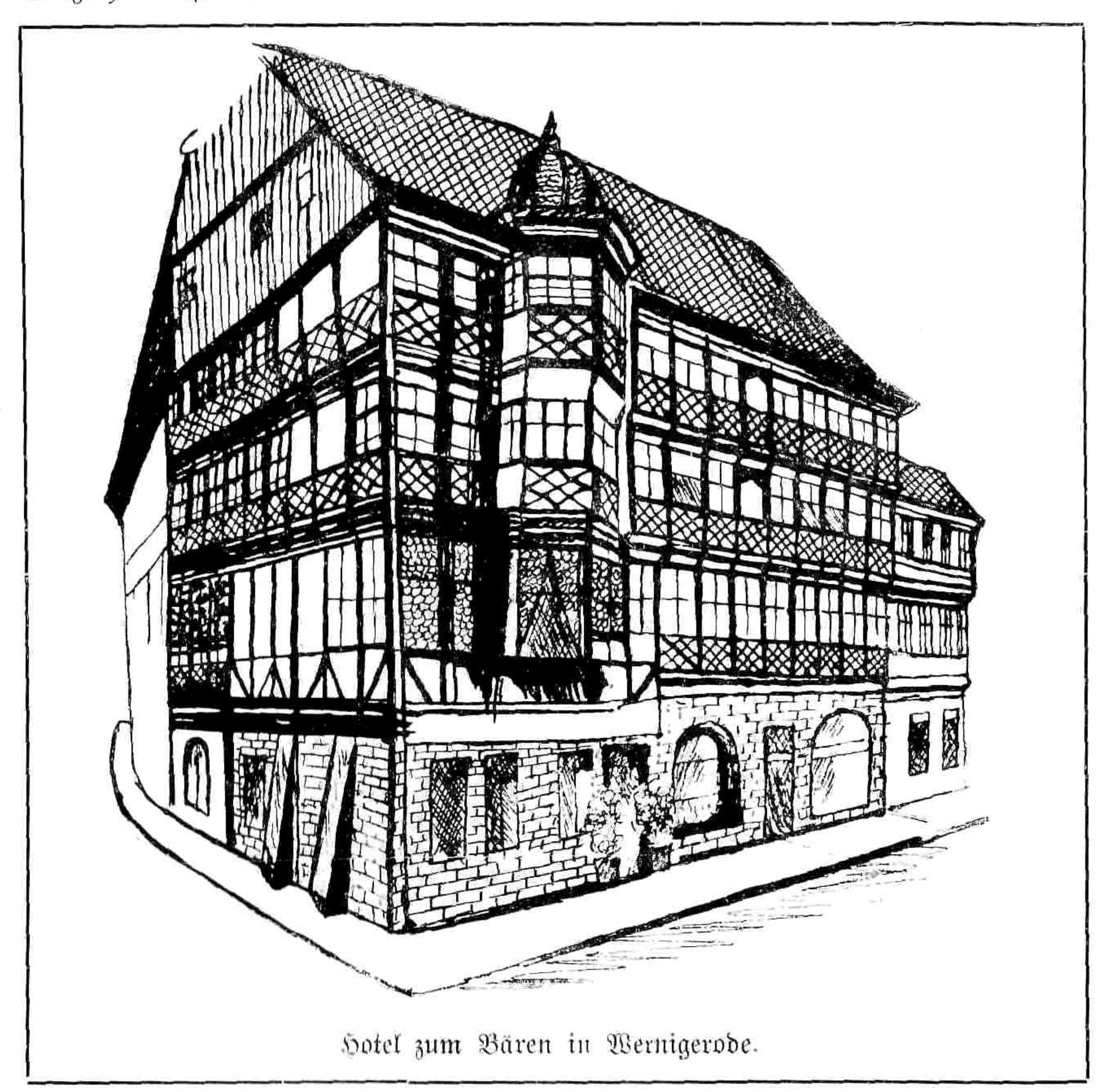
Am Marktplatze zu Miltenberg (Eigentum der Firma Halbig, Miltenberg).

kreuzten Ma- und Yr-Rune; die Schlußfigur oben (is-bar-balk) weist auf die heraldische Lilie, das Armalein. An dem höheren links-stehenden Gebäude ist die Mittelpunktsfigur die Yr-Rune.

Das Hotel zum Bären in der alten Harzstadt Wernigerode ist fast ganz von einer bereits bekannten Figur beherrscht, und man darf wohl kaum etwas anderes als Grund annehmen, als daß die Figur dem Erbauer bezw. dem Baumeister gefiel.

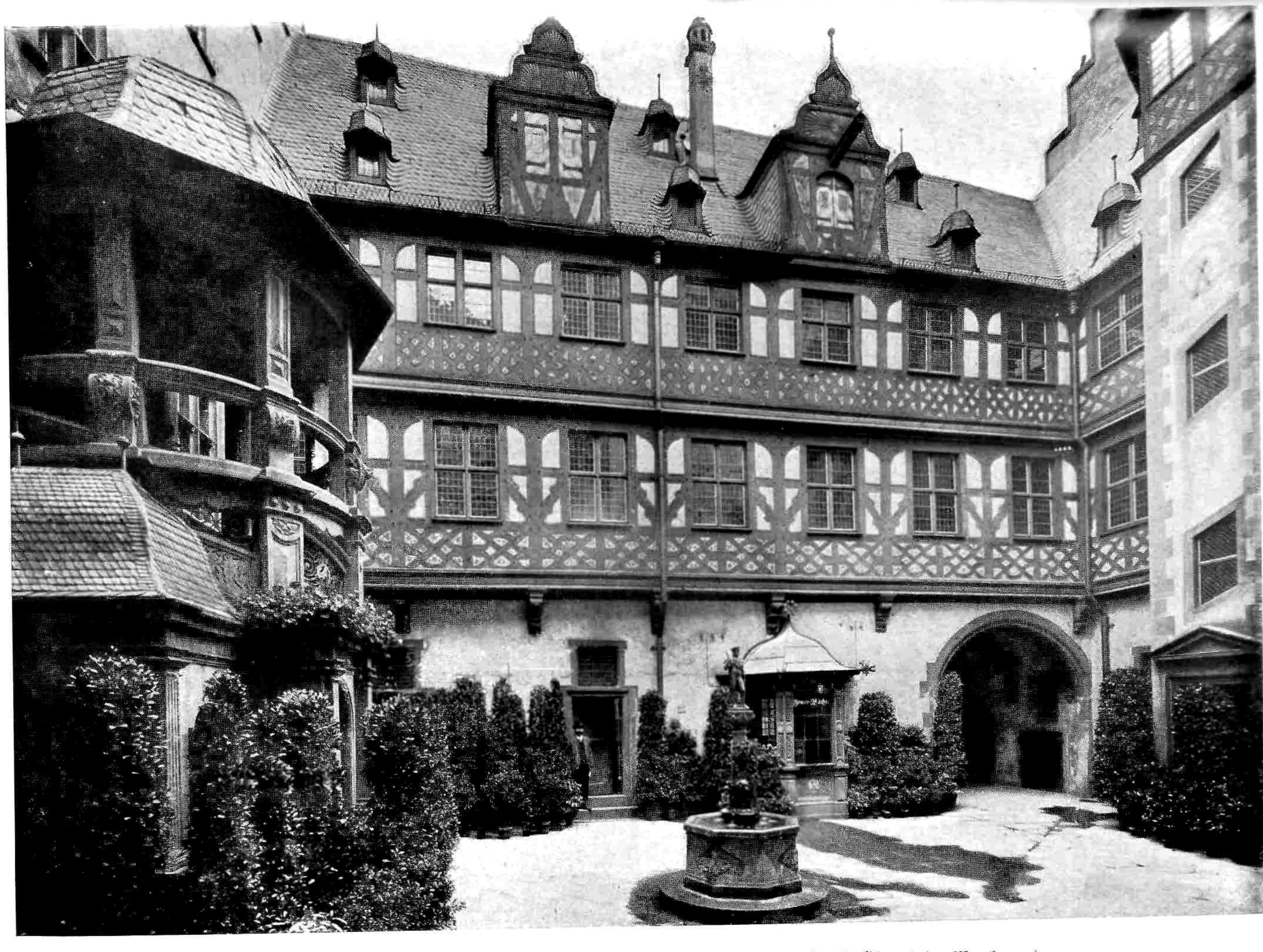
Die Figur an sich ist nicht entartet, und das Haus mag immerhin spätestens aus dem 17. Jahrhundert stammen, so neuzeitlich es auch nach Größe und Gesamtanlage erscheint. Aber schwerlich würde jemand, der mit einem Zeichen etwas bekunden will, dieses so völlig

tot reiten und dabei auf alle Bekundung anderer tragender Gedanken Verzicht leisten.



Hotel zum Bären in Wernigerode.

Reich ausgestattet und doch wohl nicht ohne Verständnis für die Sache erscheint eine innere Rathausfront in Frankfurt a. M. Das Bild zeigt eine obere Balkonlinie: Raute mit übergelegtem Andreaskreuz. Also Rechtszeugung im Einklang mit Kalanderwaltung: in äußerer Anknüpfung an das Christentum, aber in innerer Herleitung aus den altüberkommenen Heilsgedanken. Über dieser Balkonlinie erscheinen als Wandfüllung der Fensterreihe sechs Kreuze, und zwar in christlicher Ausformung; jedoch nach oben mit der Baumkrone (kereon), so daß das christliche Kreuz hier mit der Esche Yggdrasil (Christentum mit Ariergeist) eine Verschmelzung eingeht. Der Gedanke (das Weis=

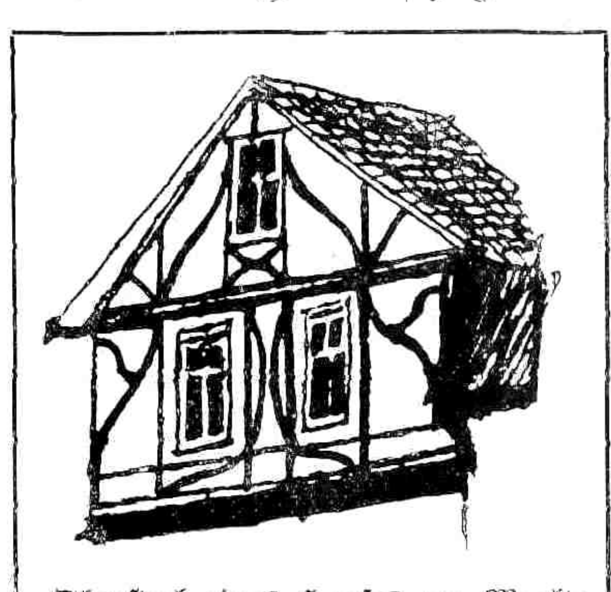


(Rathaus in Frankfurt a. M., innere Front. „Althessen, Rathäuser,“ Elwert in Marburg.)

tum) von der ewigen Wiederkehr ist dem christlichen Kreuze aufgepflanzt. Das ist Kalandsgeist. Über allem, in den beiden Dachaufbauten, steht dann auch richtiger Kalandstrost. Links Yr inmitten von bar-balk: auf- und absteigendes Leben sind vom Irren (vom Suchen nach dem Rechten) beherrscht. Rechts: zwei Gibor-Runen als Fyrböcke zwischen bar-balk: tuo gibor fyr bar-balk: „Du, Allgeber, führst das Leben, ob es ab oder aufgeht!“ Die untere Fensterreihe zeigt das nämlich gestaltete Kreuz, aber zugleich mit dem Anker, der auch als V aufgefaßt werden könnte. Und darunter wird das Zeichen aus der oberen Balkonlinie zur gerundeten Schließkette. Da sind zwei Lesarten naheliegend, nämlich: „In diesen Erkenntnissen wollen wir nun Anker werfen und die Kette schließen (einig sein)“, oder: „Daß sich unser (oben gekennzeichnetes) Geistesstreben erfülle, dafür sorge das geheime Verbundensein in der hl. Veme (die geheime Rechtsverbundenheit)“. Welche Lesart etwa die richtigere sein mag, ist vielleicht an Hand der Bauzeit und ältester schriftlicher oder mündlicher Überlieferungen zu entscheiden. Undenkbar wäre es nicht, daß man den Anker etwa auf die Hansa (und die Zugehörigkeit der Stadt Frankfurt zu ihr) gedeutet hätte. Doch wäre das immer eine äußerliche, nur vorgeschobene Lesart gewesen; denn es schließt sich angesichts der ganzen geistigen Organisation dieses Gefüges wohl aus, daß nicht Tieferes als solche nebensächliche Tatsachenbekundung beabsichtigt gewesen wäre. Zu deutlich spricht das Gebälk: Über der nun befestigten praktischen Lebensgestaltung schwebt der Kalandsgeist, über diesem aber das alte Wissen und das Vertrauen in die göttliche Führung. Diese göttliche Führung ist aber deutlich als die wuotanistische gekennzeichnet, denn der Giebelaufsatz des linken Dachaufbaues zeigt drei Sonnen, die am rechten zu einer werden. Wir sehen also, wie sich die heilige Dreiheit der Lenkung (links-hlenk) Wuotan-Wili-We, oder Wuotan-Donar-Loki, oder Urd-Werdandi-Skuld (Werden, Wandeln und Vergehen zum Neuerstehen) zur Einheit des Rechts, der Rita (rechts!) fügen. Zugleich symbolisieren wohl die drei Sonnen links ihrer Anordnung zufolge die hl. Dreiheit Giboralter (Gottesgeist, Allerzeuger), Makrokosmos (große Welt; das All) und Mikrokosmos (kleine Welt; der Mensch). Auf jeden Fall haben wir es hier mit armanischer Symbolik von großer Gedankentiefe und Edelheit zu tun.

Eine Straßenfront des Frankfurter Rathauses ist im Gegensatz zu diesen Innerwänden rein dekorativ gestaltet; sie zeigt Wandgemälde

und ebenso zwei lange Zierbogenketten mit Quasten, und die Giebelseite ist voll Steinornamentik auf Grund der arischen Symbolik. Doch möchte ich auf diese an späterer Stelle zu sprechen kommen und für jetzt noch den Oberstock eines Hauses am Marktplatze zu Hannoversch-Münden zeigen, wo die Gebälkfiguren jedenfalls nicht mehr als redend und symbolisch gewollt anzusehen sind:


Oberstock eines Hauses am Markte in Hannoversch-Münden.

Wohl ist der Fyrbock der Gibor-Rune auch hier deutlich zu erkennen und man könnte im Unterteil links und rechts Gebilde aus der thôrr-Rune vermuten, doch hat das keinen Zweck, da es nicht ausreichend zu begründen wäre und dies Gebälk auch mit Hilfe solcher Annahme nicht lesbar würde.

Von besonderem Interesse ist vielleicht noch das Rathaus zu Seeheim im Hessischen; das enthält eine Fülle uns bekannter Formen, aber es macht aus der langgestreckten Gibor-Rune mit Kronenaufsatz das Kreuz in einer Weise, wie es sich sehr selten findet; das Gebälk als Ganzes lesen zu wollen, mutet wohl keck an, weil es an Einzelzeichen schier allzureich ist; es steht aber manches darin, was auf die Feme hinweist. Oben zwischen zwei Rauten zwei abstehende Speidel (Drachenaugen), auch als V aufzufassen; darunter — immer zwischen bar-balk gesetzt — die Yr-Rune mit halber Krone; einseitig steht die Gibor-Rune da; in der Mitte sehen wir die Kalandsraute, und unten folgt links der Wecken im Kranz, rechts ist ein Rautengeflecht. Sollte man doch zu lesen beginnen? Es ist eine sehr problematische Sache, die der Leser nicht zu positiv nehmen darf:

Oberstock: tuo fem hlenk rit routha,
(Thue nach dem Recht, lenke die Rechtszeugung richtig),
Mittelstock: tuo yr gibor kal routha bar balk,
(gib irreführend (unbemerkt) geheim die andere Rechtszeugung),
Unterstock: karanz wecken yr kereuz fyr routha,
(verhehlt die Asen zu wecken, die Irrung auszukehren mit der Rechtszeugung aus dem Urfyr).

Bei dem fordernden Teil (Ober- und Mittelstock) ist stets bar-balk: ob das Leben steigt oder fällt. Der Mensch soll sich also durch kein



Rathaus zu Seeheim. „Althessen, Rathäuser", Elwert, Marburg.

Schicksal abhalten lassen, in diesem Sinne zu wirken. Bei dem erklärenden Teile des Unterstocks fehlt die Mahnung; sie hätte da, wie der Leser deutlich gewahrt, auch keinen Sinn. Daß das Gebälk etwas sagen will (vom vorstehenden Lösungsversuche abgesehen), ist unzweifelhaft; umsonst sind nicht alle Erfordernisse durchgehender Symmetrie beiseite gesetzt, denn es bestand dafür weder bautechnisch noch künst-

lerisch ein Anlaß. Steht aber ungefähr das in dem Gebälk, was ich herauszulesen versuchte, dann ist dies Haus eines der sinnvollst gefügten, die mir bekannt sind.

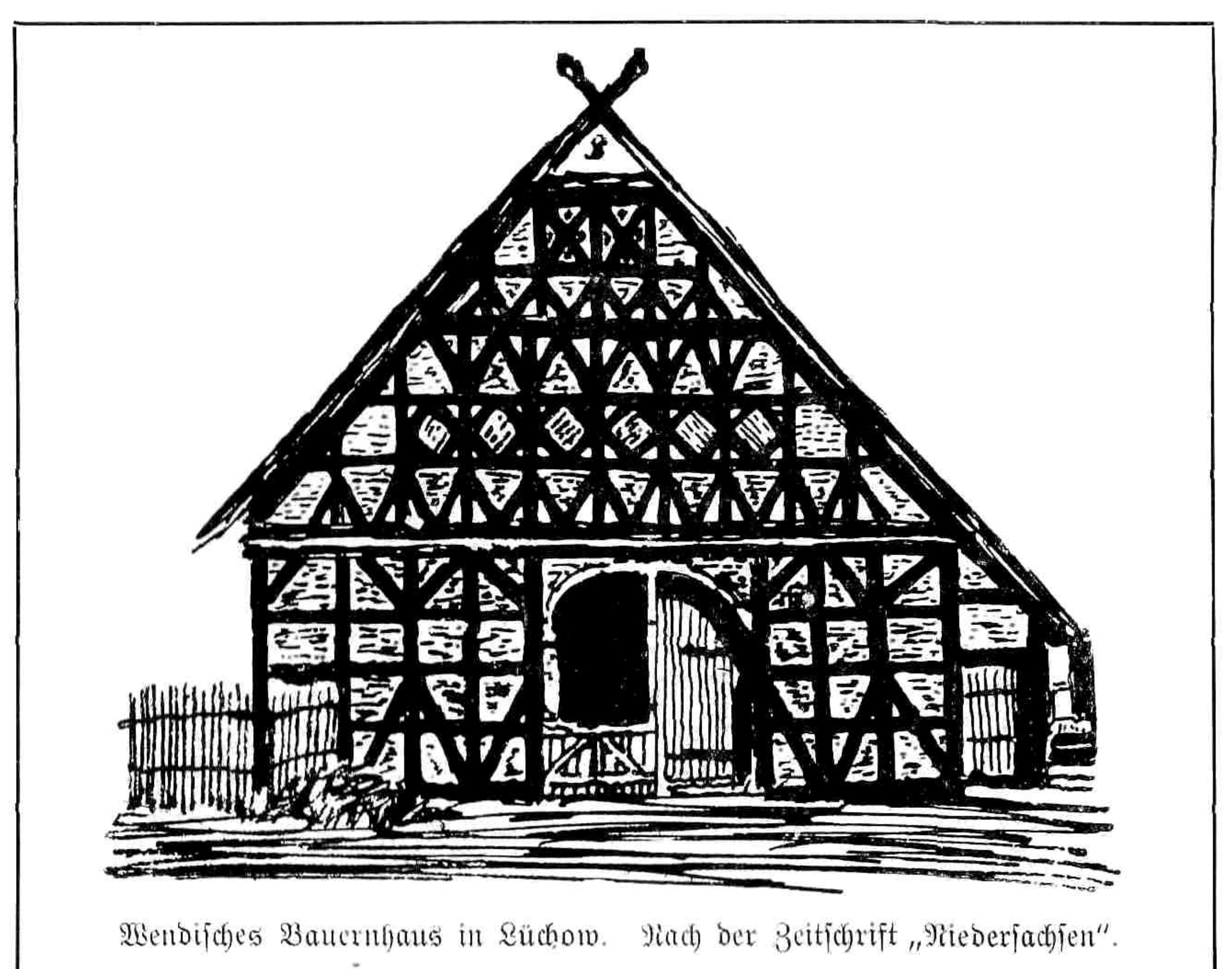
Verhältnismäßig selten tritt eigentlich die sol- oder sigi-Rune deutlich in Erscheinung. Das ist jedoch der Fall am Rathause zu Dillenburg, und zwar nicht auf der Eingangs-, sondern auf der Giebel-



Rathaus zu Dillenburg. „Althessen, Rathäuser".

seite zu unterst am Gebälkbeginn rechts und links. Wir sehen hier auch inmitten jeder Front die doppelte Laf-Rune, welche zu einer neueren eh-Rune geworden ist und dem großen lateinischen M ähnelt. Der Dachaufbau zeigt zwei Andreaskreuze, die sonst am ganzen Bauwerk nicht zu gewahren sind.

Endlich sei mir gestattet, darauf zurückzukommen, daß in slawischen oder früher slawisch gewesenen Gegenden der Fachwerkbau im allgemeinen nicht zu finden ist, es sei denn, er entstamme der Nachahmungsfreudigkeit neuerer Zeit. Nun hat die Zeitschrift Niedersachsen in ihrem Heft 23 vom Jahre 1912 ein „Wendisches Bauernhaus" aus Lüchow abgebildet, das hier wiedergegeben sei.



Wendisches Bauernhaus in Lüchow. Nach der Zeitschrift „Niedersachsen".

Wenn dies Haus wendisch gewesen ist, so hat es schwerlich ein wendischer Baumeister erstellt, es sei denn, er habe deutsche Bauwerke blind nachgeahmt. Redend ist das Gebälk allerdings nicht: „fem man sex ruotha niun yr" — das würde keinen Sinn ergeben. Und insofern wird hier ersichtlich, daß die Anwendung der einzelnen Zeichen ohne Verständnis erfolgt ist, so daß die Entartung hier nicht in der

Verzerrung der Symbole gegeben ist, sondern nur in der unbegriffenen, willkürlichen Verwendung.

In der Hauptsache geht also das Runengebälk — wenn auch mehr oder weniger nach dem Zeitgeschmacke gerundet, verstreckt oder verziert — durch alle Stilformen, die geschichtlich hinter uns liegen, und es zeigt sich nur das eine, daß bei den alten Häusern (bis ins 16. Jahrhundert herein) das Gebälk ziemlich regelmäßig lesbare, mehr oder weniger sinnvolle Mitteilungen ergibt, während das im 17. Jahrhundert (von mutmaßlichen Zufälligkeiten abgesehen) nur mehr vereinzelt der Fall war. Da war eben das alte Wissen allgemein erloschen, bis auf ganz wenige Vertreter des Baufaches, an die wohl dies Wissen unmittelbar von Vater und Großvater her gekommen war (manche Geschlechter standen ja Jahrhunderte hindurch in der gleichen Zunft), die es aber geheim hielten, sodaß es mit ihnen gänzlich erlosch. Auch solches Geheimhalten ist durchaus begreiflich; denn die Zünfte waren späterhin immer weniger von armanischem Geiste belebt, und die Freimaurerei, bei der sich die Schlüssel zu der ganzen Symbolik für begabte Leute vielleicht hätten finden lassen, hatte sich ja nach ihrer Rückkehr aus England und Burgund der Werkmaurerei entfremdet; als Vertreterin der Humanitätsideen, mit denen sie sich vollgesogen hatte, beschränkte sie sich hauptsächlich auf die klassisch gerichteten, universitär gebildeten Kreise, und der Handwerker zählte da nicht mehr mit — „Bautechniker" und universitär geschulte Architekten aber gab es noch nicht. Man hat den Wert der Gewerbskreise, aus denen die alte armanische Maurerei hervorgegangen war, verkannt, und so hatten schließlich zwar die Freimaurer ihre Symbolik, die sie aber nur oberflächlich verstanden, und die Werkmaurerei (einschließlich der Zimmerleute) war in noch schlimmerer Lage: sie ahmte zum Teil töricht nach, weil sie auf Nachahmung mehr oder weniger angewiesen war und doch den Sinn der Gebälkfügung in den älteren Bauwerken nicht mehr verstand.

So war es schließlich nur folgerichtig, daß man nach und nach die Neubauten entweder ganz massiv aus Steinen erstellte (der Backstein legte das ja nahe genug) oder daß man sich wenigstens auf die denkbar einfachste Weise des Fachwerkbaues beschränkte: senkrechte und wagerechte Balken. Die so erstellten Wände sehen dann vielfach schachbrettartig aus.

Als aber — in den beiden letzten Jahrzehnten — im Zusammenhang mit der Entstehung der Bestrebungen zu künstlerischer Heimat=

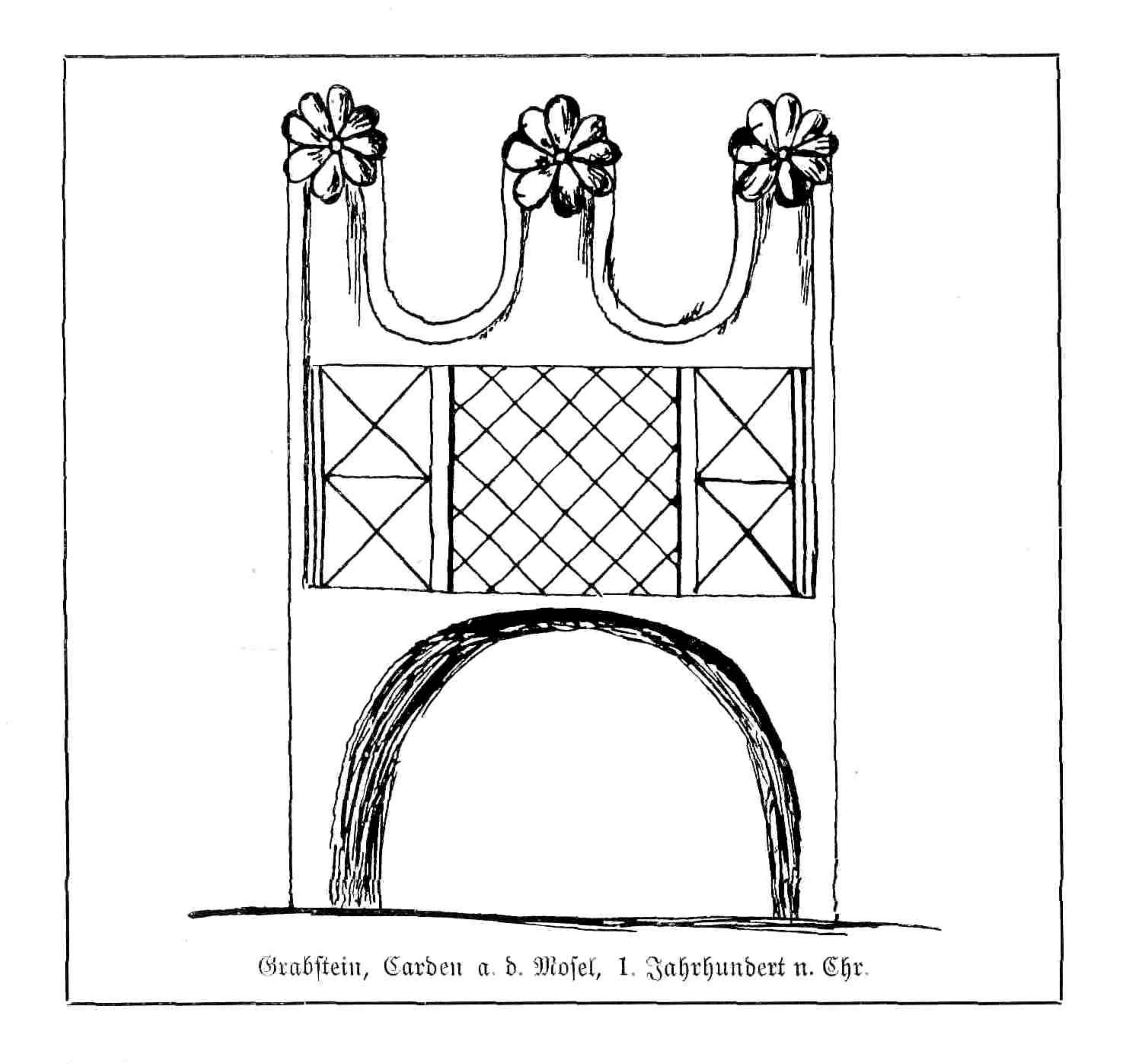
pflege plötzlich der Fachwerkbau eine vorher ungeahnte ästhetische Würdigung errang, da mußten die Baumeister, namentlich auch in den großstädtischen Villen-Vororten, den Fachwerkbau wieder aufgreifen, und sie ahmten da durchweg Altes nach, je nach dem persönlichen Geschmack. Vielfach wurden die Muster aus den Entartungszeiten des Fachwerkstils mit Vorliebe ausgegraben; in den Vororten Berlins sind heute Hunderte derartiger Häuser zu sehen.

6. Anderweite Symbolik.

Bisher war ausschließlich von der Symbolik des Gebälkes die Rede. Damit ist jedoch das Thema „Runenhäuser" noch nicht völlig erschöpft. Wir haben sogar Runenhäuser für Tote. Man hat mehr und mehr erkannt, daß die alten Grabsteinhäuser, die man insbesondere aus den Zeiten einer engeren Berührung germanischer und römischer Kultur gefunden hat, die Wohnungen der Lebenden nachzubilden suchen Da haben wir nun einen Grabstein von Carden an der Mosel aus römisch-germanischer Zeit, der dem 1. Jahrhundert nach Christi entstammt und in den hier in Frage kommenden Teilen auf Seite 74 abgebildet ist.

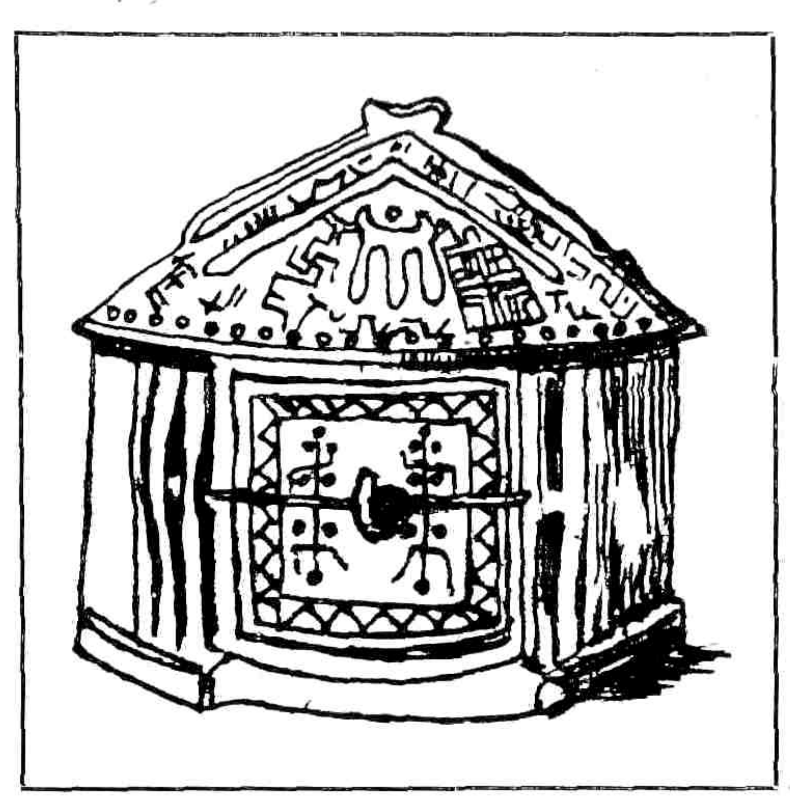
Wir sehen an diesem Beispiel, das natürlich Steinkunst ist, daß es Runen oder Glyphen aufweist, und abgesehen von den drei das Ganze krönenden achtblätterigen Rosetten sind dem Leser die Zeichen bereits wohlbekannt. In der Mitte haben wir das Rautenfeh in der Vierung, zu beiden Seiten aber sind je zwei „andere Kreuze" oder Andreaskreuze angebracht.

Wir können daraus ersehen, was freilich auch anderweit wissenschaftlich bestätigt ist, daß das Germanentum am Rhein die Römer ganz wesentlich beeinflußt hat. Die Römer wurden dort geradezu germanisiert in ihren Gewohnheiten, so weit, daß sie, die in ihrem Süden damals ganz im Materialismus versunken waren, trotz ihrer angeblich so hohen Zivilisation doch alle diese Dinge, die mit der germanischen Ewigkeits-Gedankenwelt zusammenhängen, aufgenommen

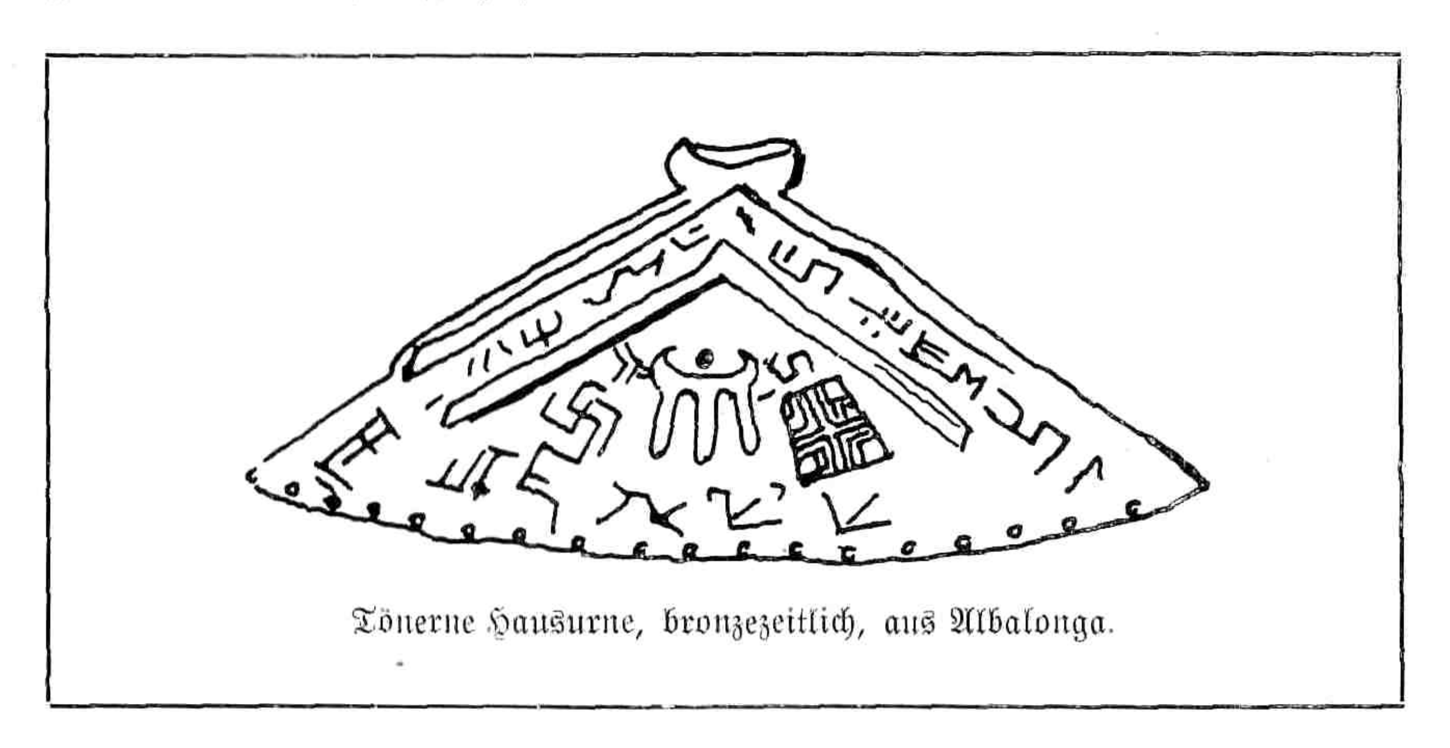

Grabstein, Carden a. d. Mosel, 1. Jahrhundert n. Chr.

und in ihre südliche Heimat verpflanzt haben. Sie haben sogar die germanischen Götter angenommen, ihre eigenen mitgebrachten Götter aber mit germanischen Symbolen versehen usw. usw., und ebenso haben sie ihren Toten — wie es die Germanen von jeher getan haben — Totenhäuser gebaut, indem sie ihre Grabsteine nun in der Form den Wohnhäusern angepaßt haben. So gab es bei Tarburg an der elsaß-lothringischen Grenze einen römischen Gottesacker, der bis heute erhalten ist und der den Eindruck macht, als wäre da eine kleine Stadt nachgebildet. Die Germanen haben schon seit der Steinzeit Totenhäuser gebaut — die Hünengräber sind ja nichts anderes als solche Totenstätten der Adalingsgeschlechter — und haben ihre Toten vielfach auch in Hausurnen beigesetzt.

Eine vorgeschichtliche tönerne Hausurne aus der Bronzezeit sei im Bilde wiedergegeben. Sie stammt aus der Nekropole von Albalonga und ist reich mit Runenzeichen versehen.

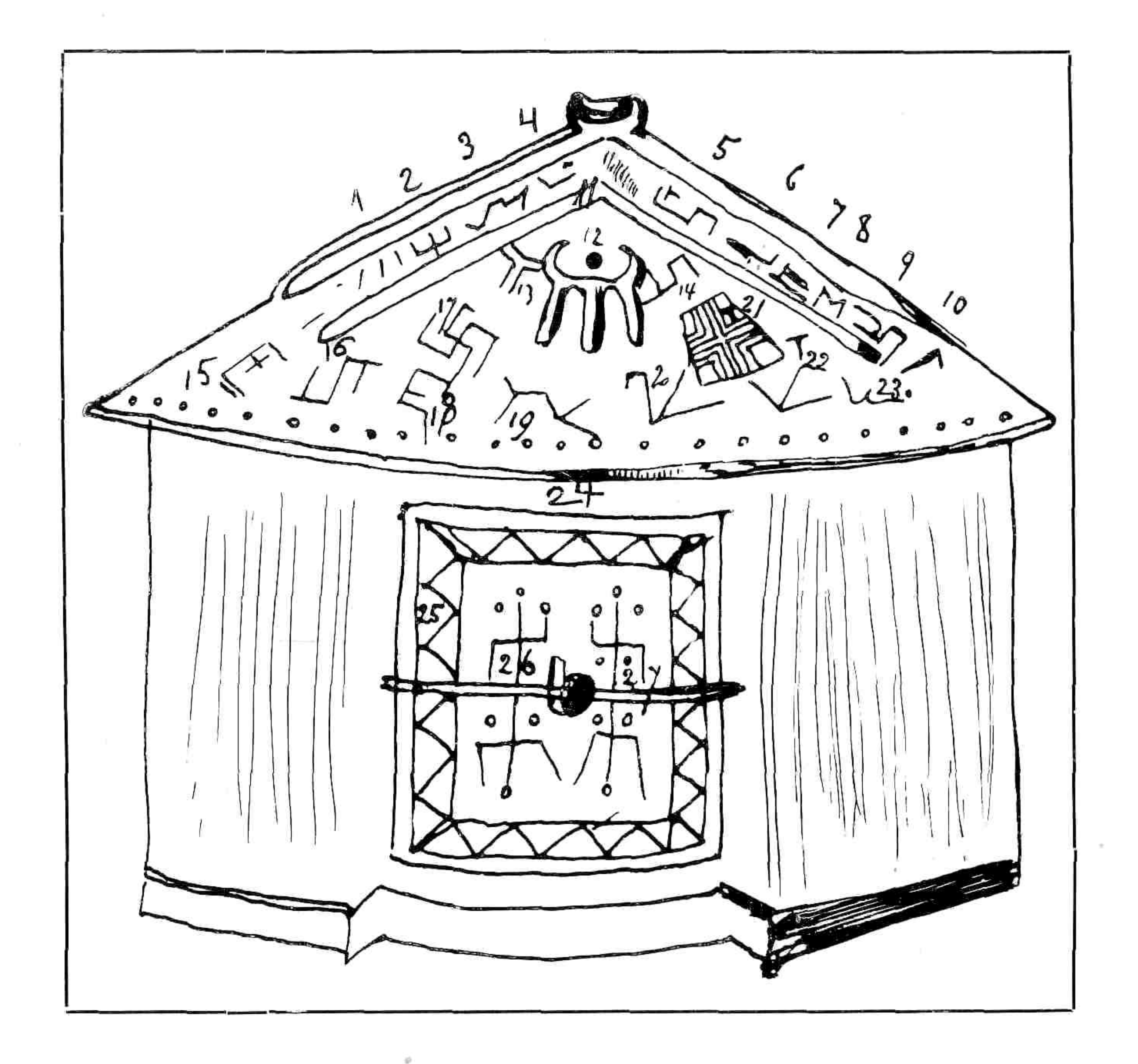


Diese Zeichen können doch natürlich nicht stumm gewesen sein, dafür verraten sie einen viel zu großen Aufwand an Mühe, obwohl heute das Ganze nicht eben leicht zu entziffern ist. Aber wir erkennen immerhin deutlich in der Mitte des Daches den dreizackigen Donnerrechen am Stiergehörn; links davon, etwas abwärts, erscheint das kunstvoll gezeichnete theonische Hakenkreuz; rechts ist ein Fenster nachgebildet usw. Wir geben den Dachaufsatz stark vergrößert noch besonders wieder:



Tönerne Hausurne, bronzezeitlich, aus Albalonga.

Der Gedanke, daß die Zeichen auf dieser Urne nicht belanglos sind, sondern in alter Runenschrift etwas künden wollen, veranlaßte mich, eine Abzeichnung dieses Fundes an Guido v. List gelangen zu lassen, und der Meister übermittelte mir zu der nachstehenden, mit eingeschriebenen Ziffern versehenen Abbildung folgende Lösung:



1. ||| = tri is („Ich", oder auch „er", je nachdem man sich den Toten oder die Urne redend denkt).
2. Ψ = (Donnerbesen) tun ar besen.
3. V̄И; V = fem; — = tel (Teil); И = filgi.
4. ⊢; L = laf (leben), _ = Teil.
5. ⊞⊓; ⊞ = Ur (Dämonium) Vitrir; ⊓ = Ur (Theonium); also: Ewigkeit.
6. ⌐∴⌐ (Hausmarke, Name?) Tritelaf = Treuleber.
7. Ⲉ (Dasselbe, 2. Name?) tue tel sal = Heilshelfer, Tusal, Heilshilf (wie Gotthilf)!
8. M = Eh, Gesetz, Ehe.
9. 2⊓ (wie zu 6 und 7, Name der Frau): Hag = Ur, also Hagur.

10. ᐱ = laf in der Darstellung: Leben in der Zukunft, Wiedergeburt.

Die oberen Randzeichen besagen also:

„Treu ich — richtete die (tat recht den) Bösen — erteilte Femrat heilgebend — während meines Lebensanteils (Lebenslaufs) — dann starb ich (versank ins Ur) — Tritelaf Tusal — welcher in der Ehe lebte mit Hagur — erwartend die Wiedergeburt (Urständ)".

In heute üblicher Wortfolge würde das lauten:

„Ich war ein treuer Richter, erteilte heilgebenden Rechtsrat während meines irdischen Lebens, dann starb ich Trilaf Tusal, der in der Ehe lebte mit Hagur, und erwarte selige Urständ".

Nun kommt der Bogen (Sparren):

11. „Ybe", der sagt: „Gibt Aufschluß". Dieser Aufschluß kann sich auf das schon Gesagte beziehen (1—10) oder, was wahrscheinlicher ist, auf das folgende (Ueber „Ybe" siehe Guido v. Lists „Bilderschrift der Ariogermanen" Seite 98).
12. Fyrstal (Feuerstahl) = Entstehung („Bilderschrift S. 161, 232, 259).
13. T Hamar (Hammer) = Heimrecht.
14. ⊥⊓; ⊥ = Sal, Heil; ⊓ = Ur (Theonium). Also: „Das Urheil wächst im Heimrecht".

Die Inschrift (15—23) darunter lautet:

15. [Zeichen]; [Zeichen] = tel vidri t'ur, („Bilderschrift" S. 171) + = ruot kruzi = Armanheil.
16. ⊥T; ⊥ = Sal; | = is (ich); T Hamar. Also: „Beständiges Heil ist im Heimrecht".
17. 卐 = Fyrfos aus vier Ur-Runen! [⊓] ⊔! Die sprechendste Glyphe des ewigen Urfyrs! Dieses Heilszeichen ist sichtlich gewollt verbunden mit
18. [Zeichen]; [Zeichen] = sigi tel = Siegesanteil!
19. [Zeichen]; [Zeichen] tichsal tel; [Zeichen] („Krähenfuß") = tri = Treu.
20. [Zeichen]; [Zeichen] = Zilgi, / bar = Leben, also zielgebendes Leben. Dieses ist — wieder absichtlich — verbunden mit:
21. [Zeichen] (Bilderschrift" S. 95, 223 Fig. 587 u. a. v. a. O.): Fyroge! (kruzi): Armanheil im ast-, suan-, vitri- und morfyrtel! Im Suanfyrtel steht der „Hamar" (Hammer); d. h.: „Das göttliche

Armanheil als Entstehungs-, Werde-(Hamar-Heimrecht), Vergehens- und Wiedererstehungs-Schicksal!

22 ᛚᛏ = tri, hamar = Treue dem Heimrecht!

23. ᛚ = laf = Leben.

So liest sich dieser Teil (15—23):

„Mein Anteil (mein Lebenswerk am) Armanheil versank in das Ur; das beständige Heil ist im Heimrecht, das dem hochheiligen Urfyr als Siegespreis entsprang, dem ich heilgebietend die Treue wahrte durch mein zielgebendes Leben (Wirken) in stetem Beachten des Entstehens, Werdens, Vergehens und Wiederentstehens des urewigen Armanheils als Urquell des Heimrechts, dem ich mein Leben in Treue weihte.

Das Verschlußtürchen

24. ist ein Fyroge und

25. umrahmt von der „Sigi-Zilgi"-Linie = „Heil und Sieg gebend", und mit zwei

26. und 27. „Fyrbok" besteckt, deren einer (26.) die Zilgi-, der andere (27.) die Sigi-Rune trägt. Das heißt: Tuo fyr bock sal and sig! = Trage Fyr (Gott) ihn zu Heil und Sieg!

Guido List schreibt: „Das war kein Geringer, dessen Asche da so stolz zu uns spricht, dieser Trilaf Tusal mit seiner Hagur! Wenn ich ihn auch nicht geradezu als einen König ansprechen möchte, so war er sicherlich ein „Hun", vielleicht selbst ein Gaugraf". Man darf auch tatsächlich (in der fensterartigen Bildung) schon sein Wappen, wenigstens die heroldsmäßigen Grundlagen dazu erkennen.

Jedenfalls: wo man Grabstätten in solch wunderbarer Weise auf Grund der alt-arischen Runenkunst redend gestaltete, da unterließ man es sicher nicht, auch die Häuser der Lebenden mit den heiligen Zeichen zu versehen, und zwar in verständlicher Weise. Geschah dies aber schon in der Bronzezeit, so liegt klar zutage, daß diese Runenkunst später in die Gestaltungen des Fachwerkbaues einfach übernommen worden ist, und daß die Balkenstellungen als Runenmitteilungen redend sein sollen.

So liefert uns also selbst die Bronzezeit für den Grundinhalt dieses Buches einen höchst bemerkenswerten Beweis.

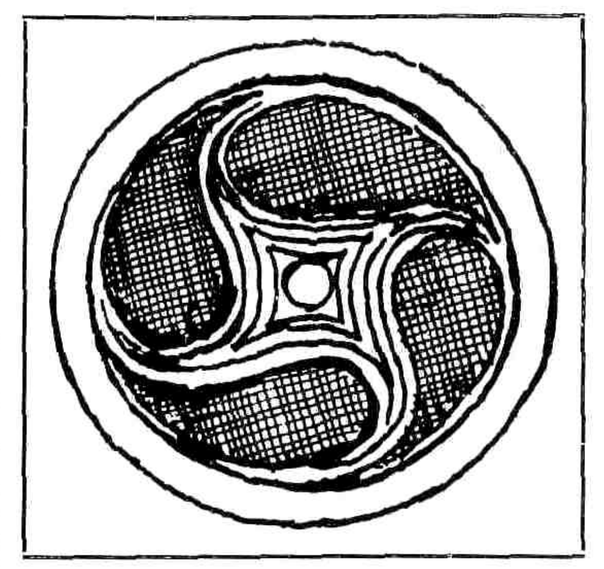
An einer etruskischen Hausurne im Archäologischen Museum in Florenz tritt auch das Rautenfeh auf in Beschränkung auf zwei Breiten.

Wenn man nun die Totenhäuser mit Runenzeichen versah und wenn die Totenhäuser Wohnhaus-Nachbildungen waren, so liegt es

wohl nahe genug, daß auch die Wohnhäuser selber Runenzeichen trugen, vielleicht schon in weit älterer Zeit als die ist, die wir auf grund archäologischer Funde klar überschauen können.

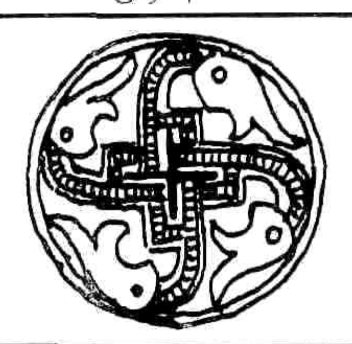
Tacitus, der bekanntlich Germanien nicht aus eigener Anschauung gekannt haben kann, teilt im 16. Kapitel seiner „Germania" mit, daß die Germanen weder Mauerstein- noch Ziegelbaue verwenden, sondern alle Teile ihrer Häuser aus Bauholz herstellen, d. h. also als Blockhäuser oder im Fachwerk (letzteres hat noch Ausonius als die ausgesprochen germanische Bauweise bezeichnet). Dabei sagt Tacitus: „Einzelnen Stellen schenken sie (die Germanen) mehr Beachtung und bestreichen sie mit einer so reinen und glänzenden Erde, daß es fast wie Malerei und Farbenzeichnung aussieht". Was kann der Römer da anderes im Auge haben als die Runenweihe der altgermanischen Häuser?

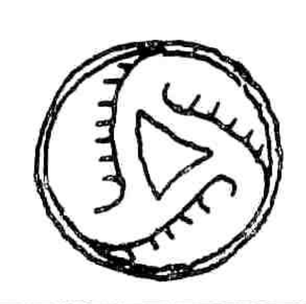
Wir haben ja auch in den steinernen Bauteilen des Mittelalters noch germanische Heilszeichen in Menge, die bis heute von unserer Kunstgeschichtswissenschaft lediglich als technische Kunststückchen betrachtet werden. Da haben wir z. B. in alten Nürnberger Patrizierbauten wie im Hirschvogelhause (aber auch in Kirchen und Domen) Formen wie diese:



Die Kunstgeschichtswissenschaft erkannte bislang da nicht etwa das rechtsgewendete Hakenkreuz, den hochheiligen Fyrfos, sondern sie glaubte, die rundlichen madenähnlichen Hohlräume seien die Hauptsache und nannte die Figur „Fischblase", einerlei, ob es sich um Dryfos oder Fyrfos handelte. Allerdings kann sie sich darauf berufen, daß der Ausdruck aus der Überlieferung des Baufaches stammt. Aber da ist er eben Kala; die Armanen vom Bau hatten einst alle Ursache, die Blicke der Kirche irrezuführen, und nach den anderen uns bekannten Beispielen ihrer fein durchgebildeten Verhehlungskunst ist es recht wahrscheinlich, daß sie selber die Blicke ihrer Gegner auf die Hohlräume hinlenken wollten, da die Figur des Hakenkreuzes immerhin vielen Leuten bekannt sein mußte, wie sich aus dem ganzen alten Brauchtum mit zwingender Notwendigkeit ergibt. Aber jetzt könnte man immerhin besser unterrichtet sein. Auch der Drei- und Vierschneuß wird kunsthistorisch noch nicht erkannt, ebensowenig natürlich

alle die auf das Schlangenmotiv (Yggdrasil), auf das Drachenmotiv (Lindwurm), auf das Widdergehörn (Doppelspirale) usw. gestellten Figuren. Selbst das Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen von 1911 (32. Band, 3. Heft) erkennt diese Figur (links) noch nicht als den Fyrfos mit Drachenköpfen, nicht als Symbol (fyr





fos hofut dra-ugh = „Die Feuerzeugung ist das Haupt des drehenden Hervorkommens", in einfacher Weise ausgesprochen: Das Urfyr ist Erschaffer und Antrieb der Welt), sondern lediglich als Tierornament. Ja, wenn es sich um altamerikanische Fundstücke handelte — so wird dort ausdrücklich ausgesagt — dann würde das Zeichen von gelehrten Ikonographen als letztes Überbleibsel des heiligen Alligators angesprochen werden. Man sieht, die Herren kennen sich. Wenn es sich um altamerikanische Kulturüberbleibsel handelte, statt um südgermanische, dann würden sie versuchen, sich etwas bei der Sache zu denken. Aber was geht sie das Germanentum an? An der rechten Figur (ebenfalls aus Südgermanien) wird herumgeraten, ob es sich um Zweiglein oder Spinnenbeine handelt; daß sie der Tryfos mit eingelegtem Speidel ist, kommt den Herren nicht in den Sinn. Hat doch ein Stuttgarter Fachgelehrter noch 1911 die aus dem 11. Jahrhundert stammenden Schlangensäulen des Würzburger Doms allen Ernstes für die Nachbildung verkrüppelter Waldbäume und infolgedessen als eine Geschmacklosigkeit erklärt!

Nun, auf dies Gebiet möchte ich hier nicht weiter eingehen, obwohl es eine ausgiebige Behandlung ganz dringend erheischt. Auch diese Frage wird ja ihre Klärung schwerlich innerhalb der Zunftgehege des Faches finden; denn germanische Mythologie kennen die Herren ja nicht, und daß es je eine so hochgeistige germanische Symbolik gegeben haben könnte, kommt ihnen nicht in den Sinn, obwohl sie deren Einzelstücke beständig um sich sehen. Andererseits sind sich zünftige Fachleute natürlich selber schuldig, daß sie Entdeckungen von Außenseitern (das ist so viel wie: Unberufenen) nicht beachten . . . es ist schwer, über diese Dinge keine Satire zu schreiben.

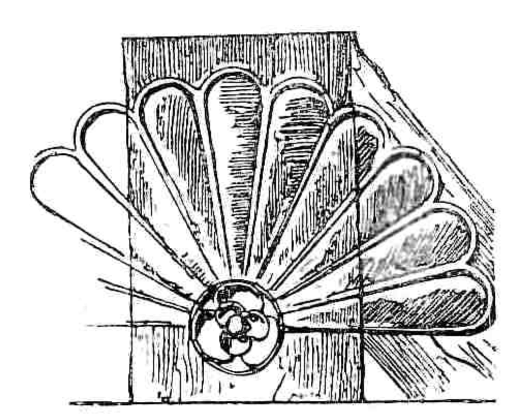
Doch hätte ich nun noch einiges zu dem in bezug auf den Fachwerkbau selbst Ausgeführten nachzutragen. Bisher habe ich in keiner Weise darauf geachtet, wie der Techniker des Baufaches die verschiedenen Bildungen im Gebälk nennt, soweit er diese beachtet hat und ihnen eigene Namen gab. Dazu kann ich in der Hauptsache auf das 1907 in der Elwertschen Buchhandlung zu Marburg erschienene Werk „Hessische Holzbauten" von Architekt Hanftmann (jetzt Oberbaurat in Magdeburg) hinweisen, um nicht zu tief in diese für Nichtfachleute wenig interessante Terminologie hineingehen zu müssen.

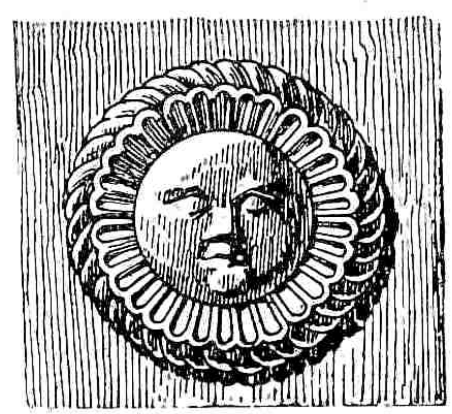
Hanftmanns Werk sei vor allem die Aufstellung entnommen, daß bei Alemannen, Franken und Katten (hier als Hessen aufzufassen) die Gefügegrundlagen die gleichen sind. Aus den vorstehenden und nachfolgenden Bildbeispielen wird man das im ganzen bestätigt finden; die wenigen aus dem Nordosten Deutschlands aufgezeigten Häuser haben ganz anderen Typ, und auch ihre Symbolik ist abweichend. Dazu bleibt noch zu beachten, daß sie aus viel späterer Zeit sind, als man im Westen und Süden Runenhäuser nicht mehr wissend baute. Die Sachsen haben ohne Zweifel die Anregungen aus dem Katten- und Frankentum frühzeitig aufgenommen. Wie alt aber in den fränkischen Gegenden der Fachwerkbau sein muß, das zeigt die Bemerkung des Griechen Sokrates Scholastikus (nach Henning, S. 151): „Es gibt ein Barbarenvolk, das am Rheinstrom wohnt, Burgunder geheißen. Sie kümmern sich nicht um öffentliche Angelegenheiten, denn sie sind fast alle Zimmerleute und ernähren sich vom Lohn ihrer Arbeit". Für gewöhnlich herrscht bei uns noch immer die Meinung vor, daß es Handwerker und Zunftordnungen (wie auch Städte) erst seit dem 10. Jahrhundert (Heinrich dem Städteerbauer) gegeben habe, und daß vorher in Germanien keine Arbeitsteilung zu finden gewesen sei. Das ist aber irrig; aus dem salischen Volksrecht läßt sich schließen, daß das Handwerk sehr frühzeitig dort eingebürgert war (wohl soweit geschichtliche Nachrichten über die Germanen zurückreichen), und der geschulte Bäcker muß ja, nach dem offenbaren Opfersinn der Gebäckformen, auf deutschem Boden schon in lange vorchristlichen Zeiten vorhanden gewesen sein. Um 550 hat schon der Bischof Venantius Fortunatus von Poitiers in Distichen den westdeutschen Holzbau gepriesen.

Von den hier bekannt gewordenen Figuren hat ja wohl nur eine einen besonderen Fachnamen, nämlich

ᛘ ᛘ ᛘ: der „wilde Mann“.
Der Ausdruck ist sicher noch altzünftlerisch und besagt uild-man Geistesmann.

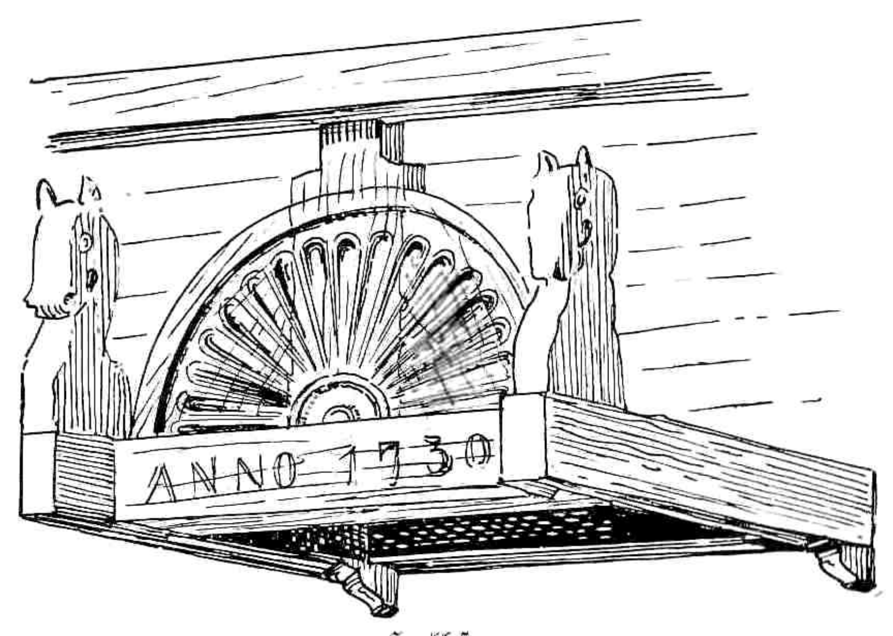
Aber es gibt sonst der Gebilde genug, die zwar seltener im Holzbau auftreten, aber die doch ihre Rolle spielen. Da seien einige Sonnensymbole wiedergegeben (nach Paulus und Steinhart), von denen die beiden äußeren am Rathause zu Strümpfelbach im württembergischen Neckarkreise angebracht sind und vom Jahre 1590 stammen; desgleichen eine von 1730 stammende Halbsonne (nach Uhde). Diese Sinnbilder verweisen alle noch auf den altgermanischen Sonnenkult; auch ein Holzschloß aus Jöhlingen in Baden sei hier nach Steinhart wiedergegeben.



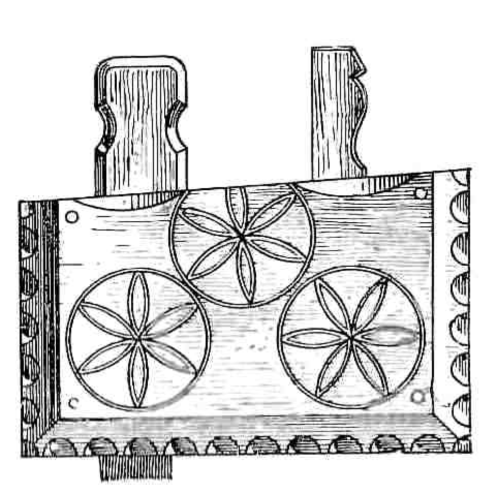




Aus Hanftmann „Hessische Holzbauten“, Elwert, Marburg.



Halbsonne.



Holzschloß.

Aus Hanftmann, „Hessische Holzbauten“, Marburg, Elwert.

Das regelrechte armanische Radkreuz erscheint in verschiedenen Formen zu Rothenburg o. T.; daneben finden wir häufig die Welt-

schlange als Symbol an Säulen und Türeinfassungen; sehr oft erscheint das altheilige Zeichen der Spirale, auch der Doppelspirale, des dem Kreislauf der Sonne nachgebildeten „Widdergehörnes“.

Über diese Dinge mag man sich bei Hanftmann und allenfalls aus Willy Pastors Werken eingehender unterrichten; hier kann nicht die Einzelheit auf ihren methaphysischen Ursprung zurückbezogen werden. Nur erwähnt sollen diese Dinge sein, damit man sich aus vorliegendem Werke, soweit es kein Ganzes ist, doch selber ein Ganzes bereiten kann.

Auch die Hausmarken muß ich hier abseits liegen lassen. Durch Guido v. List sind auch sie lesbar und lösbar geworden, und ich verweise dazu auf dieses Meisters hochbedeutsames, grundlegendes Werk „Die Bilderschrift des Ariogermanen“ (Wien, Schulgasse 30, Guido v. List-Gesellschaft 8,30 M.)

Uebrigens hat Hanftmann schon vieles gesehen, wenngleich er wohl bei Abfassung seines Werkes nicht unmittelbar an den Sinn der Gebälkfügungen selber dachte. Er war zum mindesten recht nahe an dieser Entdeckung — vielleicht durch die Kenntnis der Werke Guido v. Lists geführt. Die unmittelbaren Glyphengebilde erkannte er und verstand sie einzuordnen. Hier sei aber folgender bemerkenswerter Abschnitt (S. 179/80) aus seinem wertvollen Werke („Hessische Holzbauten“) geboten:

> „Anders als der verhüttete Steinmetz mit seinen Sondergesetzen war der Zimmermann in seiner mehr einsamen, sinnigen auf sich selbst gestellten Art, Träger und stetiger Erbgeber völkischer Art, völkischer Mär', völkischer Sinnbildersprache und alles Geheimnisvollen, das aus des Volkes Jugend seinen Gang in die Gesittungs-Entwicklung begleitet hatte. Das kann uns nicht wundern. Die Berge, die den Wald hegten, die Flüsse, die die Bäume trifteten, waren den alten Volksgöttern heilig und selbst als heilig geschätzt. Des Zimmermanns Werkzeug galt als Geschenk der Götter, wie das herdumschließende Heim, das er der Gesippung, der Volksgemeinschaft und Forterhaltung von den Tagen des Gesittungsbeginnes an mit mannigfacher Erfindung schuf. Und in den Bäumen selbst wohnten die Götter; der Baum selbst hatte seine Seele. Unter dem lebendigen Baum wurde Recht gesprochen. Baute man aus der gefällten Eiche, dem wodensheiligen Baum, den Menschenkindern das Haus, so

entsühnte man die Fällung und irdische Nutzung, indem man den toten Baum mit völkischen Heilszeichen schmückte, die ihn auch jetzt noch als göttergeweiht, von Göttern bewohnt anerkannten und in solcher Anerkennung vor dem Groll der Überirdischen schützten. So mag es sein, daß die Radzeichen in ihrer Verschiedenheit der großen germanischen Götterdreiheit Wode, Donar, Loki zugeteilt waren.

Es wäre befremdlich, wenn dort, wo Wodens Bäume Häuser bauten, nicht auch Wodens Sprache — ihm wird im Germanentum die Schaffung der Runen zugeschrieben — verlautbart, verbildlicht worden wäre. Es geschah reichlich: erlosch selbst im runenbeharrlichen Norden die Handhabung der Runen, der eigentlichen urgermanischen Schriftzeichen, schon im beginnenden 16. Jahrhundert, so bleiben dem Zimmermann der westdeutschen Länder die Runenzeichen noch lange völkisches, zünftlerisches Gut.

Daß uns weniges an geschriebenen Runen auf den Holzbauten erhalten blieb, läßt sich erklären und bedarf keiner Begründung. Es genügt, wenn wir sehen, daß der Zimmermann Runenkenntnisse forterbte. Aber sein ganzer Fachwerksaufbau zeigt, daß die Runensprache in ihn geflüchtet ist und sich bis heute forterhielt, ohne daß man, vielleicht seit dem hohen Mittelalter schon, im allgemeinen sich des Sinnes erinnerte. Und es scheint nach allem das keltisch-alemannische Gebiet zu sein, von dem die Verrunung altvererbt ausging".

Wie weit ist eigentlich von diesen Erkenntnissen zum Hauptinhalt des vorliegenden Buches? Ich muß fast Wert darauf legen, zu bekennen, daß ich Hanftmanns Werk erst während der Fertigstellung meines Buches durch Guido v. Lists Liebenswürdigkeit zu sehen bekam und daß ich überrascht war, darin so viel gründlich Geschautes über die alte Bausymbolik zu finden. Da Herrn Oberbaurat Hanftmann die Eigenschaft des Fachmannes nicht wohl bestritten werden kann, mag das Vorhandensein seines Werkes dieser bescheidenen Arbeit gewiß nicht zum Nachteil gereichen. Es ist ja letztlich nicht verwunderlich, daß der Anhänger Guido v. Lists diese Dinge sieht, während alle anderen Leute daran vorbeilaufen, und es wäre nur zu wünschen, daß diese Erkenntnisse in den breitesten Volksschichten Gemeingut werden; damit wäre wieder viel gewonnen für die Rettung unserer Altvordern aus den Stricken der „Barbarei und Kulturlosig-

keit", in die ihr Andenken vom römischen Kirchentum und von den internationalen Mächten des Judentums gelegt worden ist. Und es wäre auch viel gewonnen für uns selbst; denn wenn wir unser natürliches seelisch-geistiges Erbgut besser erkennen, so werden wir auch leichter die richtigen, jetzt vielfach vermauerten Wege finden zu unserer völkischen Zukunft.

7. Ausblick.

Das nützt es uns nun, zu wissen, daß unsere alten Fachwerkgebäude voll Runen und Heilszeichen aus dem vorchristlichen Germanentum und aus Kalanderzeiten sind? Obwohl sonst die Wissenschaft nach Zwecken nicht fragt, sondern die Erkenntnis als Selbstzweck behandelt: auf diesem Gebiete und ähnlichen fällt man heute leicht aus der Rolle. Denn man darf nicht übersehen, daß noch immer die germanische Frühzeit dumm und barbarisch und daß noch immer das Mittelalter finster zu sein hat. Diese Grundanschauung hat auch unser Gelehrtentum derart in seinen Bann geschlagen, daß es einfach die Augen einbüßte gegenüber den vergangenen Zeiten Deutschlands und ihrer Größe, und was doch über deren Geistigkeit allmählich an den Tag gekommen ist, das wurde außerhalb der universitären Gehege der Fachwissenschaft gefunden, und die berufenen fachwissenschaftlichen Kreise spotten darüber oder verschwiegen es der ganzen Welt der Autoritätsgläubigen nach allen Regeln der Kunst. Ergeht es nicht auch Guido v. List so, dessen bedeutsame Entdeckungen voll innerer Richtigkeitsbeweise stecken und uns die Sinne schärfen für die weitere Forschung auf allen Gebieten?

Also: die hier vorgeführten Erkenntnisse haben auch — für sich allein und ganz besonders im Zusammenhang mit den Werken Guido v. Lists, Willy Pastors, Hauftmanns u. v. a. — ihren praktischen Wert. Sie lehren uns nicht nur Ehrfurcht gegenüber unserer Vergangenheit, den Schöpfungen unserer Altvordern, sondern sie zeigen uns auch, wie tief so etwas verankert sein muß, was man einen Stil — sogar was man eine Kultur nennt.

Auch die lebenspraktischsten Dinge, wie der Hausbau, waren unseren Alten Sachen von innerer Weihe, und die technischen Keimzellen dazu wuchsen ihnen immer aus den religiösen Gedankengängen hervor. Es steht Ewiges in ihren Werken; der Geist wird in ihnen „autonom" und wirkt verinnerlichend, vertiefend, sittlichend. Der Anschluß an die höchsten Daseinsgedanken, an die Göttlichkeit ist allezeit gegeben. Da muß eine Kultur erstehen, nämlich: die Lebensgestaltung einer Menschengemeinschaft aus gleicher Wurzel zur gleichen Krone Das gibt eine Vollkommenheit des Daseinsrahmens, die uns Heutigen unerreichbar ist; denn was nicht aus dem göttlichen Urborn quillt, kann nicht in Göttliches münden; es verläuft sich in alle Richtungen, und wie es mit dem Schaffen steht, so steht es mit dem Leben selbst und mit den seelischen Dauerkräften des Menschen.

Was wir heute bauen ist allermeist unverstandene Nachahmung von Altem, sei es im Keim oder in der Gesamtdarstellung. Aber auch wenn wir den Keim ergreifen: in unseren Händen wächst er nicht, weil wir seinen Ursprung und seine Entfaltungsgesetze nicht kennen. Schaffen wir aber wirklich Eigenes, so ist das Ergebnis unserer Kultur entsprechend; die Gebäude sind ohne innere Weihe. Entweder protzen sie mit Masse oder mit technischen Möglichkeiten; selbst neu gebaute Kirchen weisen nicht nach oben und nach innen, wenn wir nicht ihre Bestandteile der Kunst vergangener Zeiten entnehmen.

Dies Buch ist also eine derbe Predigt gegen unsere „Kultur"-Eitelkeit, und wenn uns die not tut, so bedeutet ihre Leistung einen Wert.

Aber es entsteht wohl auch im Anschluß an die hier behandelten Dinge die Frage: wie können wir Deutschen überhaupt wieder zu einer Kultur gelangen, die ein Gewachsenes ist, durchwirkt von hohen, heiligen, sittlichenden Gedanken? Die Antwort ist nicht so leicht; denn unsere Zeit besitzt keine geistige Grundlage ihres Denkens und Tuns. Wäre das Christentum noch fest und sicher — obwohl es in deutschen Landen nur Kultur zuließ, nicht wirkte — man hätte eine Grundlage. Freilich, sie wäre bei weitem nicht so tragfähig wie die altgermanische Wihinei mit ihrer tiefen Symbolik, deren Verständnis uns durch Guido v. List wieder erschlossen worden ist. Und die römische Kirche hat ja auch kaum einen Versuch unternommen, ihren Lehrinhalt in ähnlicher Weise in einem eigenen System von Symbolen auszudrücken; sie vermutete das auch bei dem unterjochten Wuotanismus

keineswegs, sonst würde sie dessen Symbolik nicht nur aus ihren Gotteshäusern ferngehalten haben, sondern auch von den Privatbauten, und die Männer vom Bau hätten wohl in größtem Maßstabe den Scheiterhaufen geschmeckt. Nur einmal — in der Bauhüttenzeit — hat sie Verdacht geschöpft, und sie hat es ja dann auch vermocht, die Bauhütten zu unterdrücken. Im übrigen kannte sie Armanen- und Andreaskreuz und eignete sich diese beiden Glyphen an; aber weiter ist sie in die Dinge nicht eingedrungen. Und so sind noch die Kirchen und Dome des Spätmittelalters voll wuotanistischer Symbole — ja, es sind sogar noch Kapellen in Gebrauch, die ehedem selbst Halgadome Wuotans, Thôrrs, Frohs oder der Freya gewesen waren.

Gibt uns das in Lager gespaltene Christentum die geistige Kulturgrundlage unserer Zukunft nicht — es ist ja auch klar ersichtlich, daß die Kirchenflucht der Deutschen einen immer größeren Umfang annimmt —, so wird uns nichts übrig bleiben, als die höhere, esoterische (nicht die äußerlich mythenhafte) Gedankenwelt unserer Altvordern wieder aufzugreifen und ihre Symbolik von neuem lebendig zu machen. Denn aus Nichts läßt sich nichts bilden, und wir stehen vor dem Nichts. Wohl aber leben die Gedanken und Geistgebilde unserer Altvordern noch, wenn sie uns auch selten bewußt werden mögen. Wir haben ja in der heutigen veräußerlichten Lebensführung großenteils jene seelischen Organe verloren, die für solche Wirkungen empfänglich wären, und der Materialismus und die „Aufklärung" haben noch das ihrige dazu getan, uns stumpf zu machen gegenüber allem, was nicht rohstofflig ist und gefaßt werden kann. Gehn nicht selbst heute noch Naturwissenschaft und Philosophie ängstlich an einer ganzen Reihe Erscheinungen (Hellsehen, Astrologie, Somnambulismus, Gedankenübertragung usf.) vorbei, die materialistischen Scheuklappen enger andrückend — weil da die Hebel sind, mit denen sich ihre ganzen Weltanschauungs-Seifenblasen aus den Angeln heben lassen?

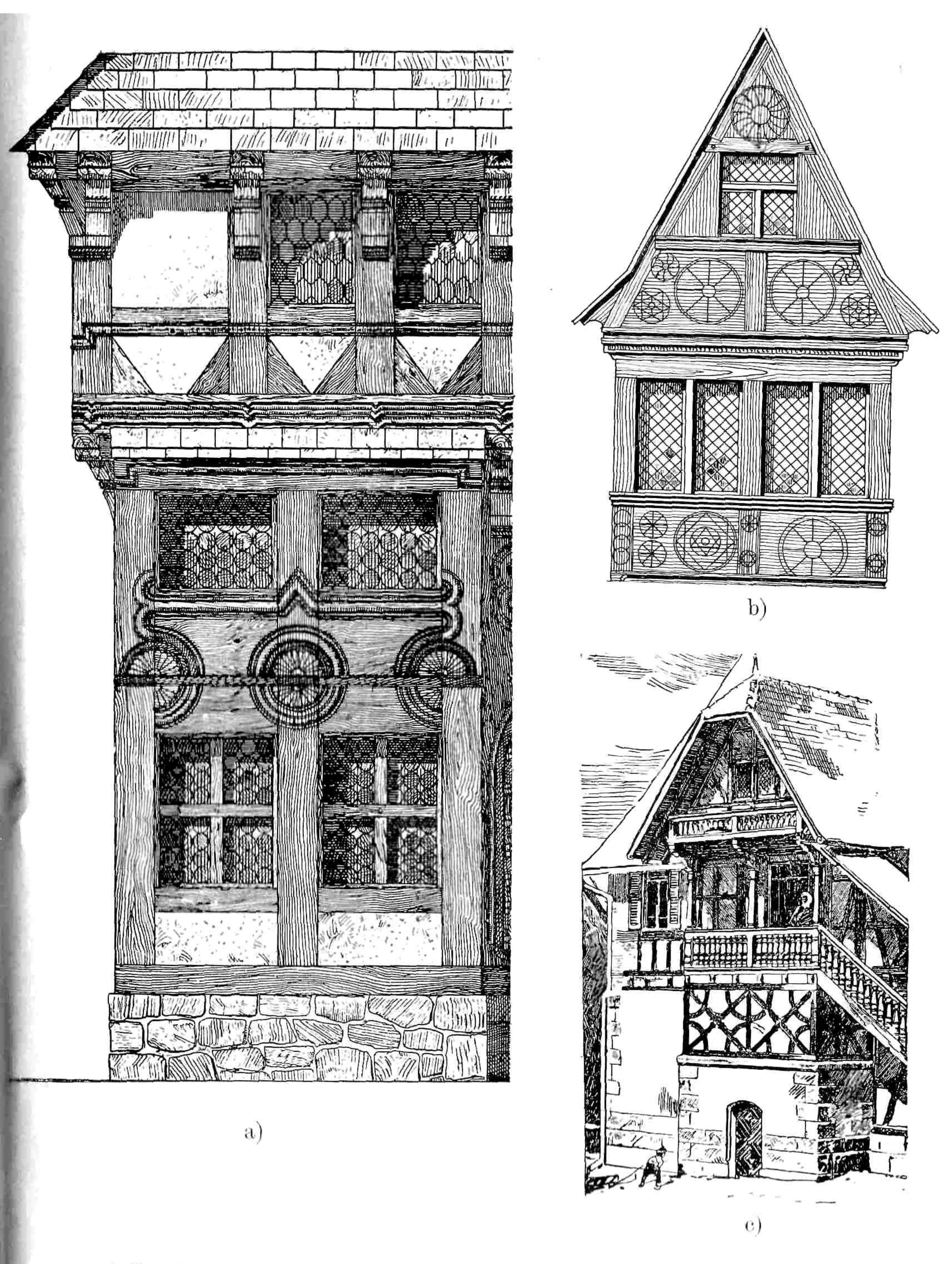
Der Heilssegen, der in unseren alten Runenhäusern steckt, kann nicht schwinden, so lange noch irgendeine Möglichkeit bleibt, daß er auf den inneren Menschen wirke. Das ist aber der Fall, wo das Volk natürlich lebt nach den eingeborenen Gesetzen seiner Art. In unserem Bauerntum wirken diese Dinge — auch unerkannt und unverstanden. Wo man noch den wilden Jäger Wode jagen hört, wo man dem Kind von der Bachnixe erzählt, wo man die Heiligkeit des Kreuzwegs verspürt und der entweichenden Seele des Verschiedenen einen

Fensterflügel öffnet: da ist man auch noch durchdrungen von Unsterblichkeit und Wiedergeburt (nicht vom christlichen Seligkeitsbegriffe); da fühlt man das Dasein der Verstorbenen, das Wirken guter Genien, und die wirken auch den Haussegen des Ururahns in die Seelen des lebenden und des kommenden Geschlechts. Von da muß und wird unserem Gemeinschaftsleben Gesundung kommen. Noch leben in den Leuten die altgermanischen Rechtsanschauungen und Sittenauffassungen, und sie treten gar manchmal aus dem Unterbewußtsein hervor.

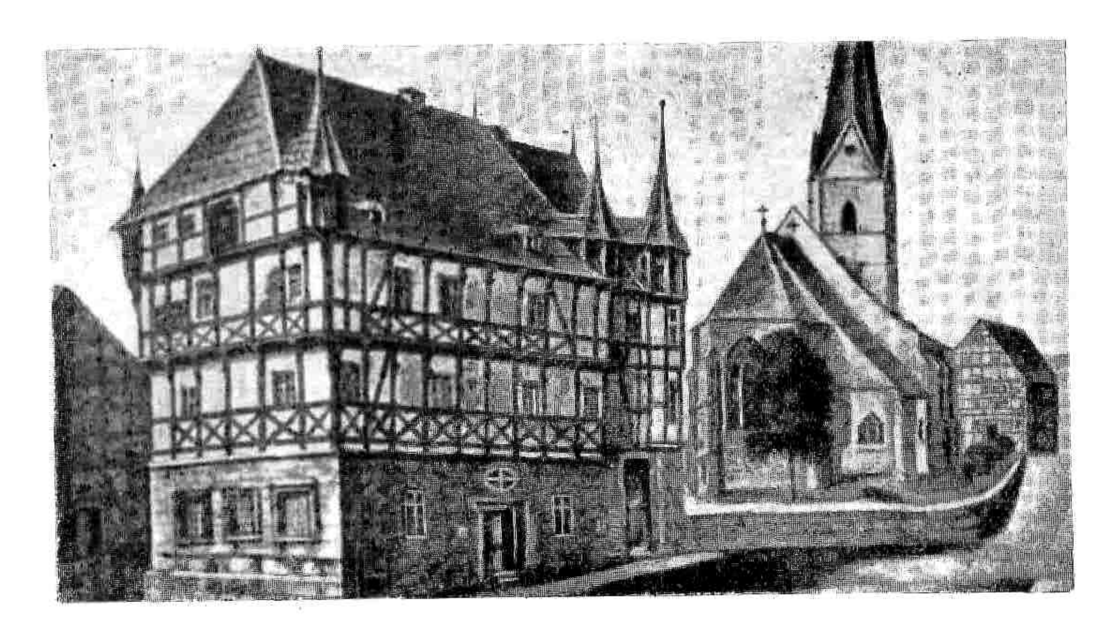
Von den Gebildeten aber verzehren sich heute die, welche die deutsche Art im Blute fühlen, in Sehnsucht nach der deutschen Kultur — dem deutschen Leben, dem deutschen Rechte, der deutschen Kunst. Kommen sie an die hier aufgezeigten Dinge heran, so fällt es ihnen wie Schuppen von den Augen, und ihnen ist zumute, als wären sie aus langem, langem Traum wieder zum Begreifen ihrer selbst gekommen. Als hätten sie all das, was da heute sich zutage ringt, ehedem schon gewußt und es sei in ihnen nur vergessen gewesen. Und dann packen sie die Erkenntnisse mit verlangendem Willen und starker Hand, und sie werden helfen, dem germanischen Heilsgeist gegen all seine Unterdrücker den Sieg zu gewinnen.

Da sich die Drucklegung dieses Buches um einiger Ergänzungen willen nennenswert verzögert hat, ist die Ankündigung im Buchhandel zuvorgekommen. Sie hatte zur Folge, daß mir wohl ein Dutzend Zuschriften aus den verschiedensten Gegenden zugegangen sind, in denen mir die Schreiber bekundeten, daß sie schon oftmals sinnend vor alten Fachwerkhäusern gestanden hätten und den Gedanken nicht losgeworden seien, die Gebälkfügung müsse etwas zu bedeuten haben. Ferner brachte soeben die treffliche Zeitschrift „Niedersachsen" (Bremen) in Nr. 9 vom 1. Febr. 1913 einen interessanten Aufsatz über „Verzierte Giebelspitzen an niedersächsischen Bauernhäusern"; die dort gebotenen zahlreichen Abbildungen seien besonderer Beachtung empfohlen. Eine spätere Neuausgabe dieses Buches wird wohl gar manche Bereicherung bringen können; vielleicht wird man dann auch über Einzelerscheinungen der Bausymbolik sicherer geworden sein.

Bilderanhang.



a) Aus Hameln, um 1550, nach Schäfer. b) Aus Wernigerode. c) Vom Rathaus zu Kochendorf im Neckarkreis (nach Paulus). Die Abbildungen sind aus Hanftmanns „Hessische Holzbauten", Marburg bei Elwert.

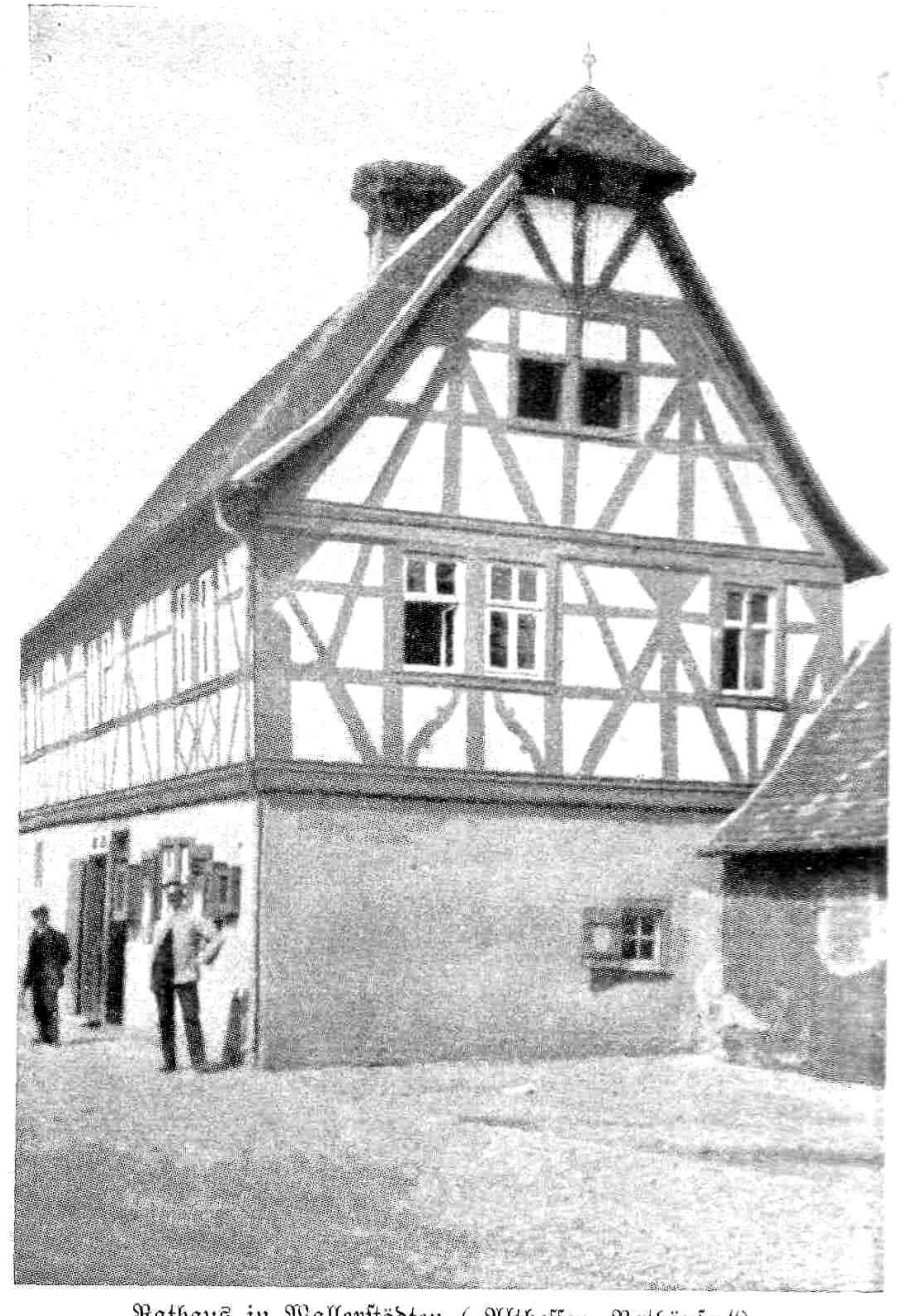


Rathaus in Mengeringhausen, abgebrochen („Althessen, Rathäuser“).

Aus Sondernau in der hess. Rhön. Die Seitenstücke oben aus Rothenburg o. T.
(Nach Haupfmanns „Hessische Holzbauten“, Elwert in Marburg.)

Rathaus in Rauental / Althaffen [illegible]

Rathaus in Trebur („Althessen, Rathäuser").



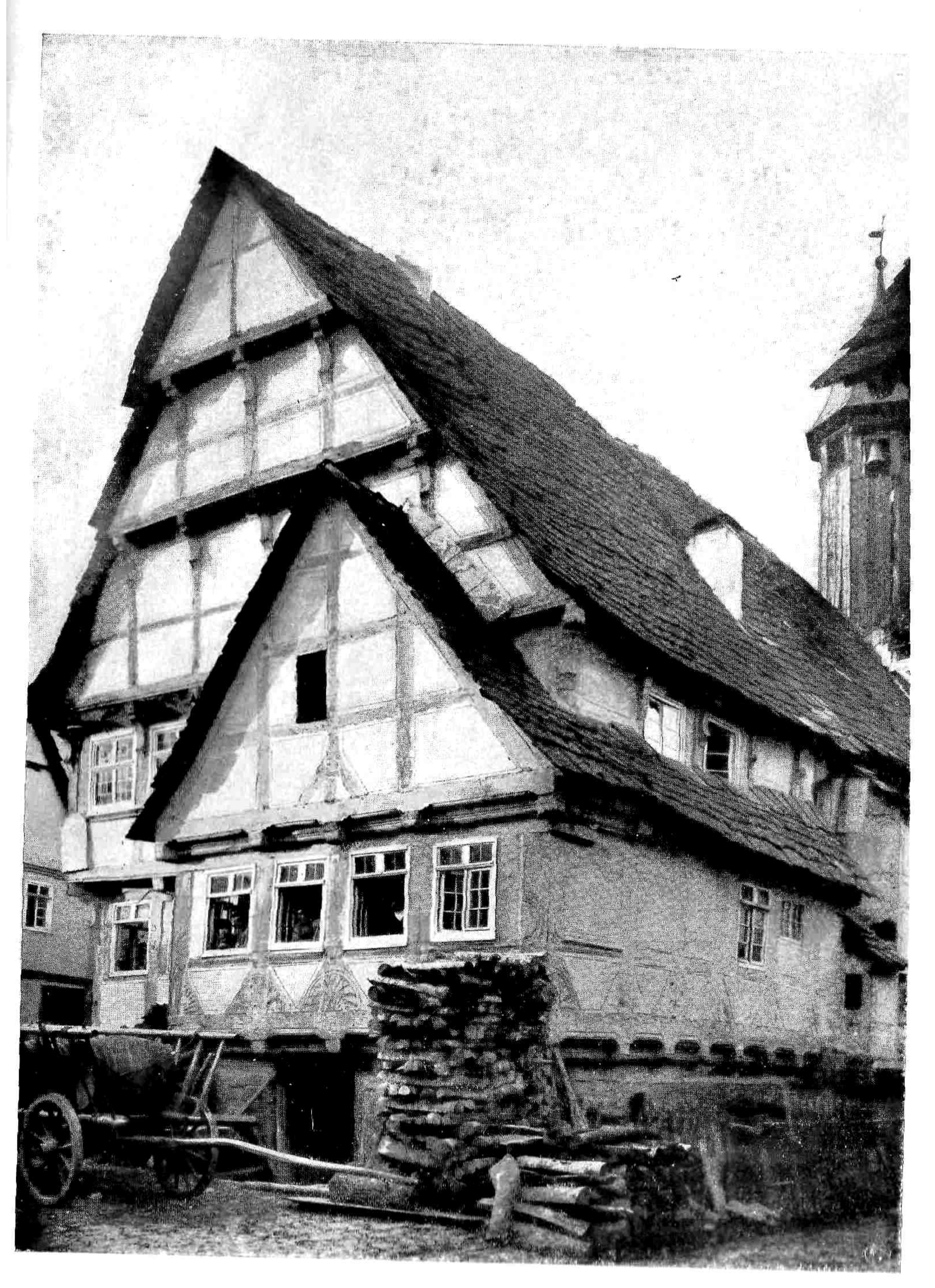
Rathaus in Wallerstädten („Althessen, Rathäuser").

Rathaus in Rehe („Althessen, Rathäuser").

Rathaus in Grebenstein („Althessen, Rathäuser").

Neues Schloß in Gießen (1530—1540).
(Aus Hanftmanns „Hessische Holzbauten", Marburg, Elwert).

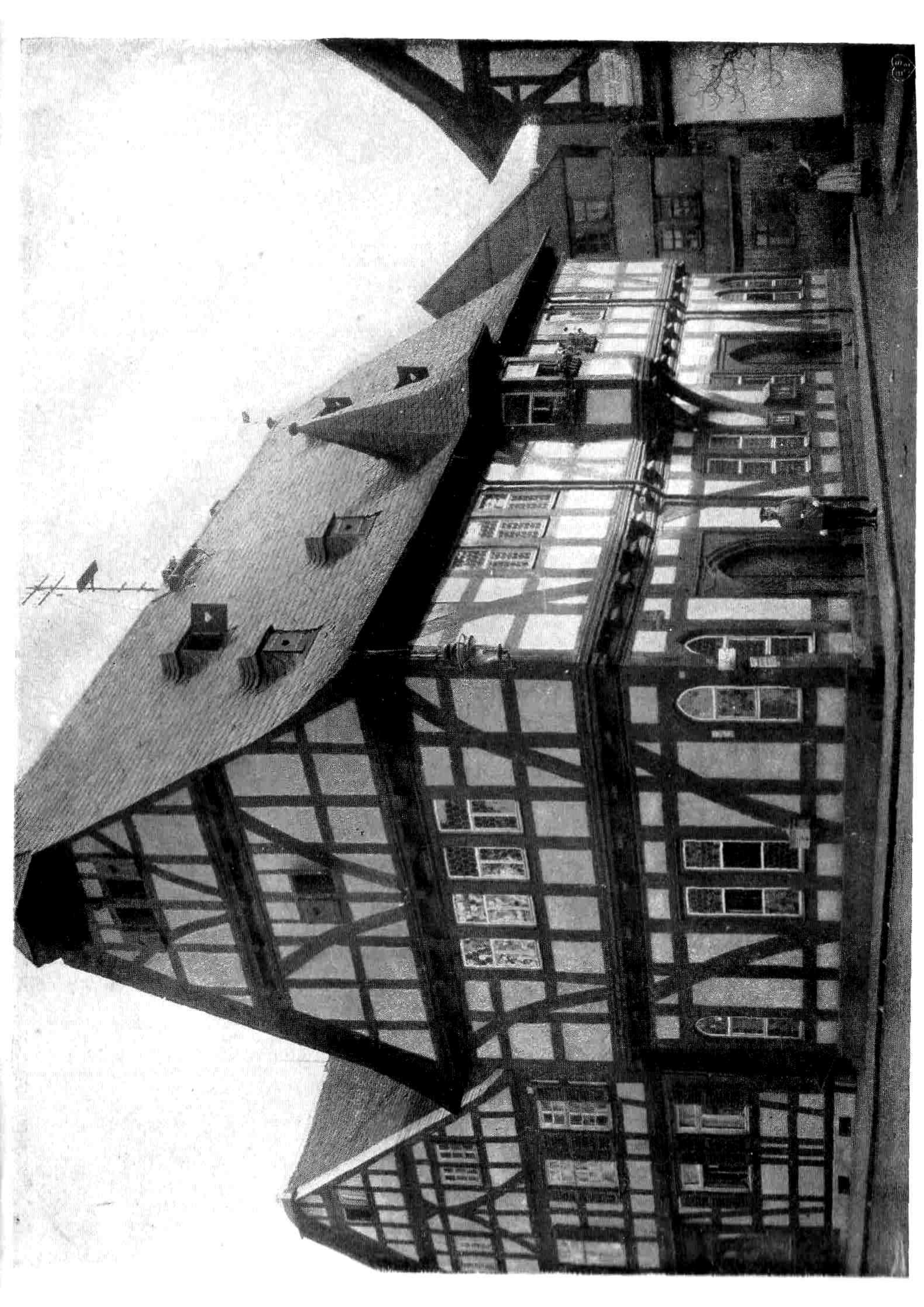
Rathaus in Frielhofen („Althessen, Rathäuser").



Rathaus in Helmarshausen („Althessen, Rathäuser").



Rathaus in Alsfeld („Althessen, Rathäuser“).

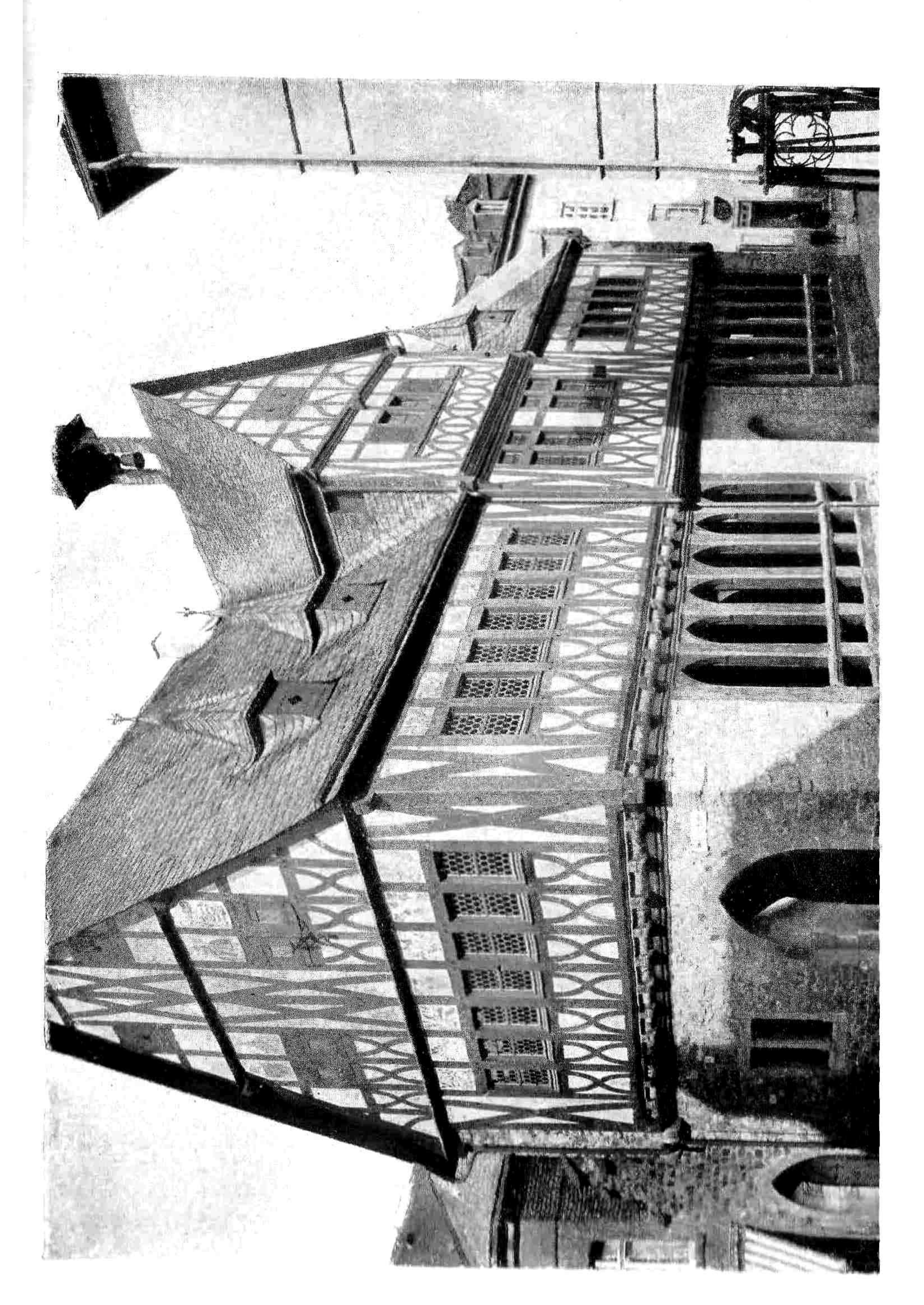




Rathaus in Wanfried („Althessen, Rathäuser").

Rathaus in Marköbel („Althessen, Rathäuser").

Rathaus in Lichtenau („Althessen, Rathäuser").



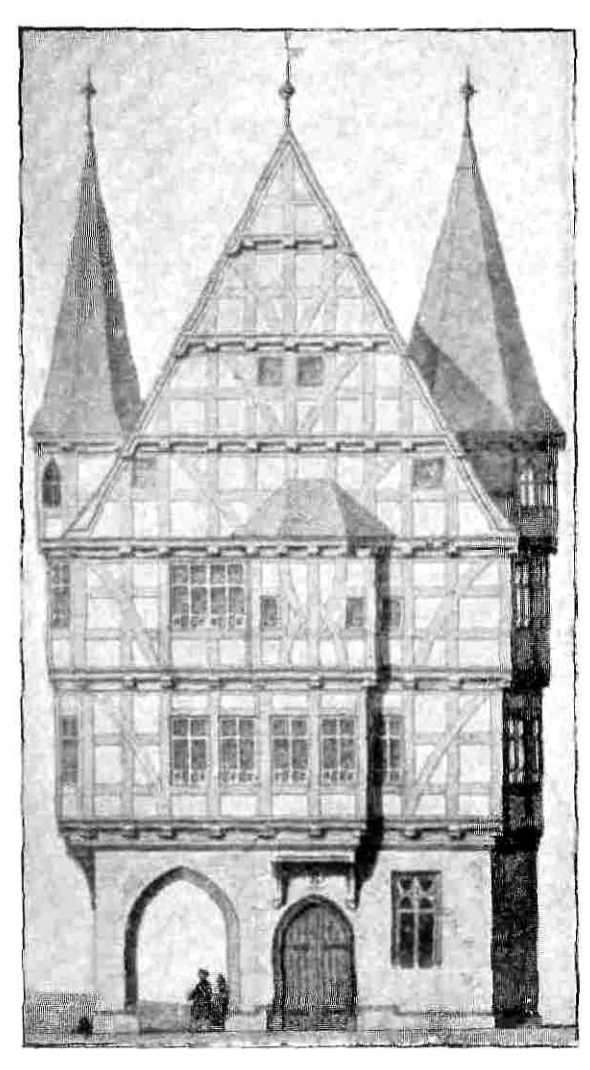
Rathaus in Lorsch („Althessen, Rathäuser“).



Rathaus in Heppenheim („Althessen, Rathäuser“).

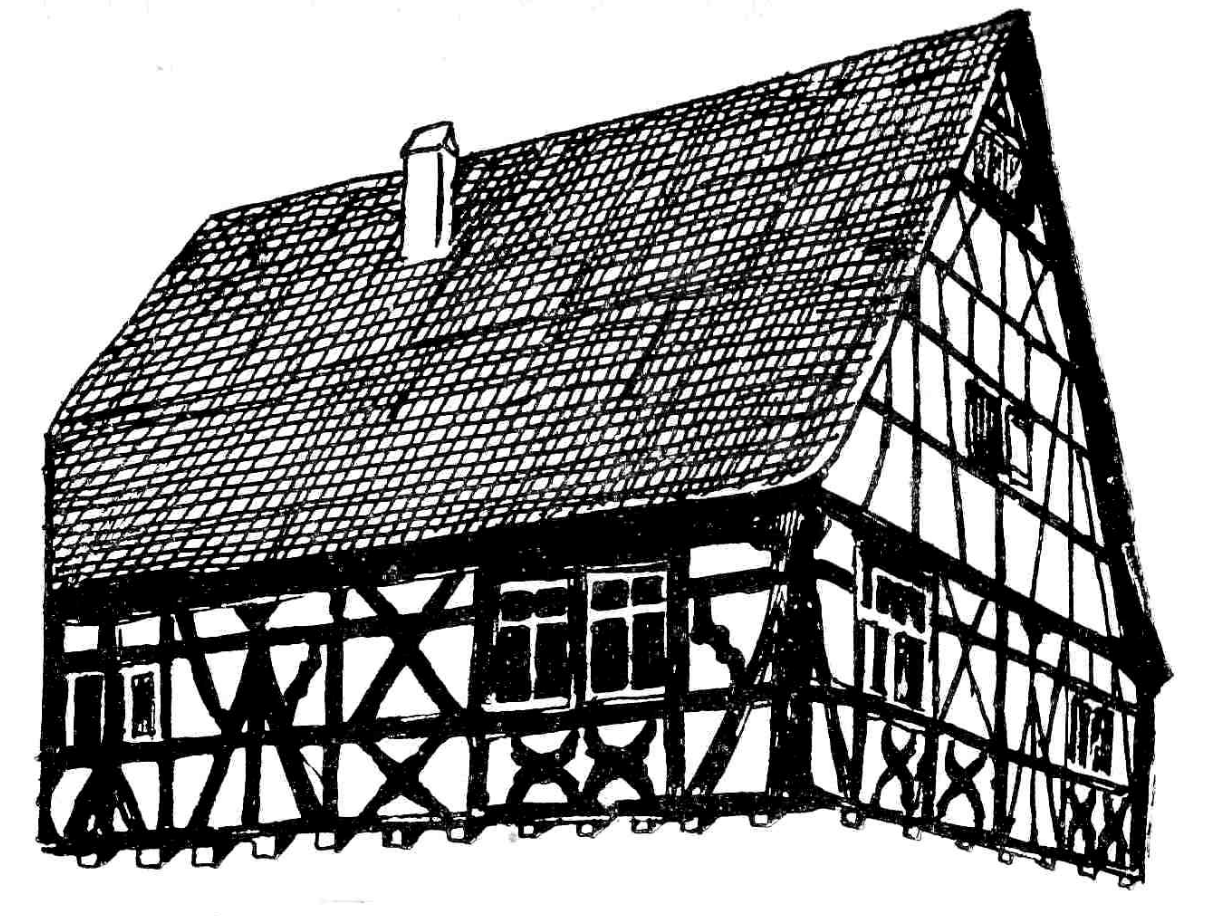


Spangenberg, Alter Markt
(„Althessen, Rathäuser“).



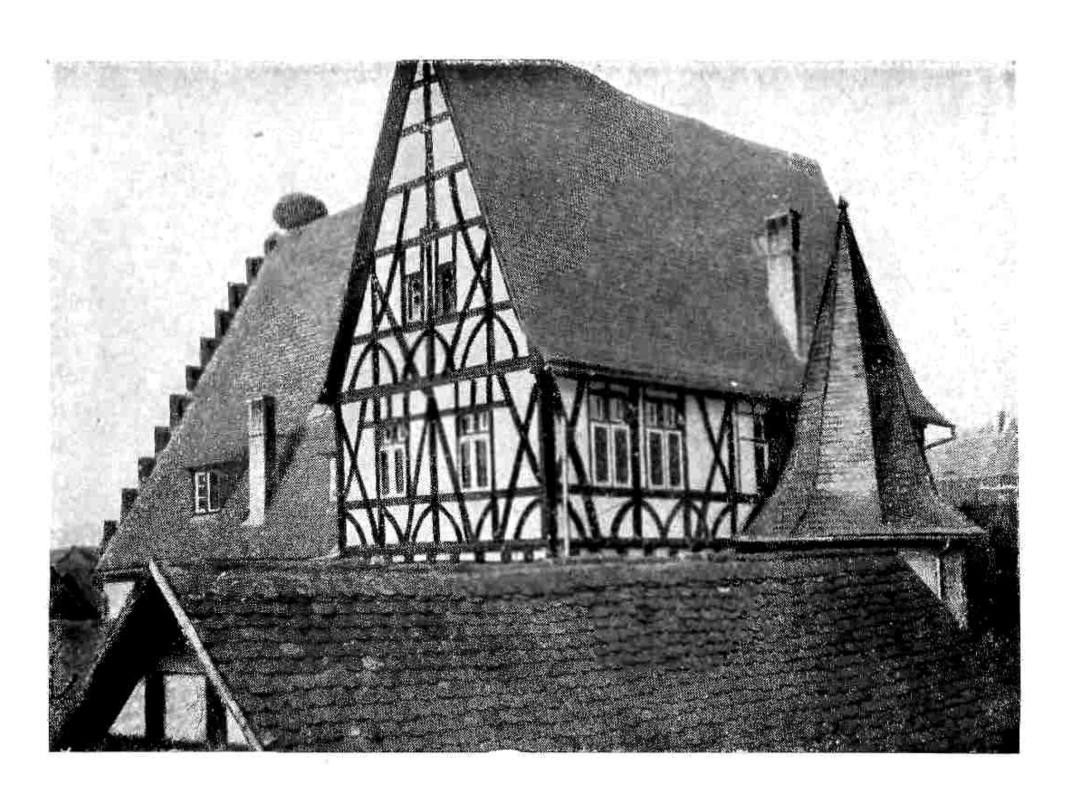
Rathaus in Alsfeld, wie es ehedem war
(„Althessen, Rathäuser“

Burg Eltz an der Mosel.



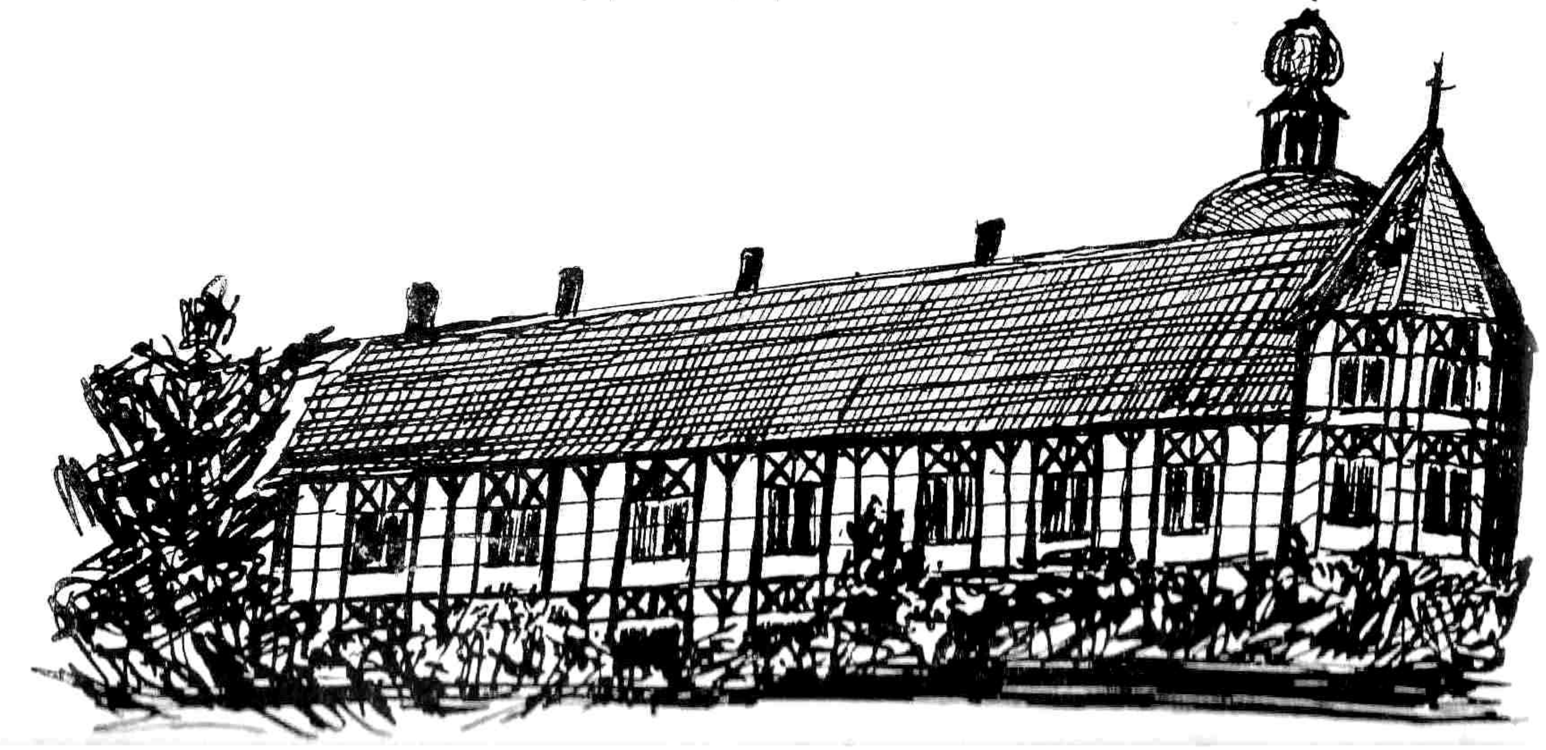
Oberteil eines Hauses (nach ungezeichneter Photographie).

Haus in Neunkirchen



Wiederhergeſtelltes Rathaus in Büdingen („Altheſſen, Rathäuſer“).

Hof des Schlosses Bürresheim.





Haus in Hildesheim.

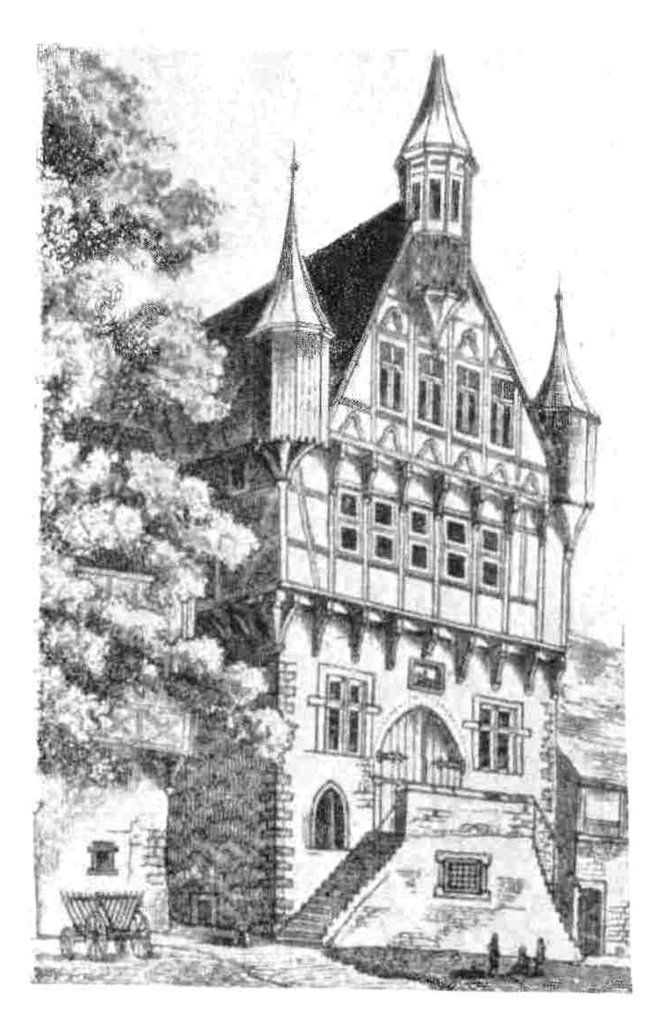
Haus in Unter-Flockenbach.

Neues Rathaus in Helmarshausen (Hessen).

Rathaus in Arzberg (Hessen-Nassau).



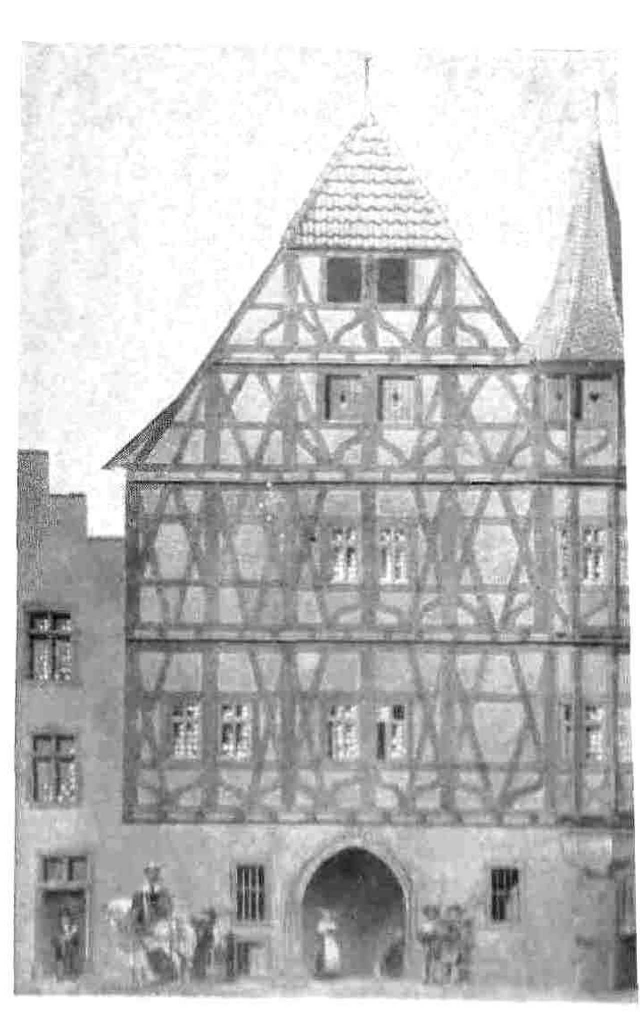
Rathaus in Grünberg („Althessen, Rathäuser“).



Rathaus in Fritzlar, zum Teil abgebroc
(„Althessen, Rathäuser“).



Gelnhausen, Rathaus und ein neuerdings abgebrochenes Haus davor („Althessen, Rathäuser“).



Rathaus in Fulda, Rekonstruktion („Althe
Rathäuser“).

Druck von G. Neuenhahn,
Universitätsbuchdruckerei, Jena.